

Die Horen

e i n e M o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Schiller

V i e r t e r B a n d .

Z ü b l i n g e n
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1 7 9 5 .

Die Horen

Jahrgang 1795

Zehntes Stück.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795

Inhalt des zehnten Stück's.

I	Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde.	Seite	I
II	Der rauschende Strom.	—	67
III	Pallas-Athene, von Proflus.	—	68
IV	Elegie.	—	72
V	Homer und Ossian.	—	86
VI	Mährchen, (zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.)	—	108
VII	Leukothea's Binde.	—	152

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zehentes Stück.

I

Herr Lorenz Stark

Ein Charaktergemälde.

I.

Herr Lorenz Stark galt in ganz H...., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber sehr vortreflichen alten Mann. Das Aeusserliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigte auf den ersten Blick die altdeutsche Einfachheit seines Charakters. Er ging, in ein einfarbiges aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stuz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Troddelperücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal ausser die Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt, und die stark besohlenen Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinwand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spizen.

Die Fehler, deren dieser vortrefliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen begründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Casse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Blut sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war; so hatte er, in frühern Jahren, sich nur sehr karg beholfen: aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer, als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend, und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachstum seines Vermögens.

Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur

zwei am Leben geblieben; ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Ortes, Herrn Doctor Herbst, verheuratet; einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit besaß, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dieß machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte; so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohn aß, und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, bei'm Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschöße hing, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

Mit seinem Sohne war dagegen Herr Stark desto unzufriedner. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, vertritt und verfuhr, insbesondre aber, weil er zu viel auf Coffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdros es ihn, daß er als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgest, und als Mensch zu wenig

von der Wohlthätigkeit und Großmuth seines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender; zwei Eigenschaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blut von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meisten auf den Sohn verdros, war der Umstand, daß dieser noch in seinem dreißigsten Jahre unverheuratet geblieben war, und daß es allen Anschein hatte, als ob er die Zahl der alten Hagestolzen vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heurath bereden, der Sohn keine Heurath ohne des Vaters Einwilligung schliessen wollen; und beide waren in Geschmack und Denkungsart allzuverschieden, als daß ihre Wahl oder ihr Wunsch je hätte übereinstimmen können.

Herr Stark hatte seine ganze Handlung der Aufsicht des Sohns übergeben, und ihm, zur Vergeltung für seine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derselben völlig abgetreten. Nur die Geldgeschäfte, deren er viele und sehr beträchtliche machte, hatte er sich selbst vorbehalten. Indessen unterließ er nie, besonders weil er in die kaufmännische Klugheit seines Stellvertreters nicht das meiste Vertrauen setzte, sich um die übrige Handlung, so wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaß etwas versäumt oder nicht ganz nach seinen Grundsätzen fand, so gab dies zwischen Vater und

Sohn zu sehr unangenehmen Auftritten Anlaß, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man sehe hier zur Probe nur einen der letzten dieser Auftritte, der für die Ruhe und Glückseligkeit der Familie die bedeutendsten Folgen hatte.

II.

Der junge Herr Stark hatte sein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erscheinen, und sich zu diesem Ende in ein lichtbraunes sammtenes Kleid mit Goldgestickter Weste geworfen. Er hatte sich über dem Anziehen ein wenig versäumt, und fuhr jetzt mit großer Eile in das gemeinschaftliche Arbeitszimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen saß. — Friederich! Friederich! rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräusch wieder aufriß.

Gott sey bei uns! sagte der Alte; was giebt's? — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn foderte Licht zum Siegeln, warf sich an seinen Schreibtisch, und murmelte dem Alten seitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten — Briefe zu schreiben.

So eifertig? sagte der Alte. Ich wiederhol' es dir schon so oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hitzig arbeiten und rufweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man sich vom Arbeitstisch hilft, desto früher — —

Kommt man zum Spieltisch, wollte er sagen; aber

weil eben Friederich mit Licht hereintrat, so besann er sich, und verschluckte das Wort.

An wen schreibst du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An Eberhard Born in S * *

Den Sohn?

Der Vater heißt August, nicht Eberhard.

Gut! Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reise von vorigem Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es ist doch ein vortreflicher junger Mann.

O ja! murmelte der Sohn in sich hinein. Wer nur auch so wäre!

Ein ordentlicher, arbeitsamer, gesitteter Mann, wie geboren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in seinem Aeufferlichen so anständig, so einfach; von Sammt und Stickereien kein Freund, und was ich an ihm ganz vorzüglich schätze — kein Spieler. Ich denke, er soll in seinem Leben noch sein erstes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal spielt, so ist es nicht in der Karte, sondern mit seinen Kindern. Er hat so lebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte! sein Vater! Der kann so ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater seyn. Das ist ein glücklicher Mann! — Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiser fort, die sich an ihm versündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder — sagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tisch stampfte und hinwarf.

Der Alte sah das eine Weile mit an. — Du bist ja ganz ärgerlich, wie es scheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in sich.

Sin etwa ich daran Ursache? Hab' ich deinen Geschmack nicht getroffen? — Er stand auf, und ging zum Tische des Sohns. — Ich weiß, du bist von Winken und von Anspielungen eben kein Freund, und ich kann ja auch deutlicher reden.

O, es braucht dessen nicht, sagte der Sohn, und schrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, sprüzte sie aus, und legte sie hin. — Sieh! fing er dann an, es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, daß ich einen Menschen von so weitläufigem Kopfe und von so engem Herzen zum Sohn haben muß. Einen Menschen, der für seinen Puz, sein Vergnügen, der in P'hombre und Whist ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl duzendweise, vertändelt; der nur noch gestern wieder bis in die sinkende Nacht gespielt hat, und der, wenn er eine großmüthige Handlung thun sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menschen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug ist, und der doch immer übrig hat, zu fahren, zu reuten, den Cavalier zu machen, Sammt und Stickereien zu tragen. — Ich muß wohl nicht Unrecht haben, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort; denn du kannst mir nicht antworten.

O, ich könnte, sagte der Sohn, indem er mit Hitze aufstand; aber — —

So sprich! Was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, so fortzuleben. —

Daß ich das hoffen dürste!

Ich bin nun, denk' ich, ein Mann und kein Kind mehr. Warum wird mir denn noch immer begegnet, wie einem Kinde?

Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder.

Ich bin aufmerksam; ich versäume nichts, was zu thun ist; ich setze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —

Nur den Gehorsam ein wenig.

Ich verwaltete das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daseyns verkümmert; doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemißgönnt.

Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes elende Vergnügen!

Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?

Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.

Und soll ich denn gar keinen Genuß meiner Jugend haben? Soll ich immer so fortarbeiten, wie Sie, mich eben so tragen, eben so einschränken, wie Sie? eben so — —

Nun, was stockst du? Sprich aus!

Eben so — bei Thalern zusammensparen, um bei Hunderten wegzuzwerfen?

Wegzuwerfen! sagte der Alte, dem nichts in der Welt so unerträglich schien, als daß Kinder ihre Aeltern über den freien Gebrauch eines selbsterworbenen Vermögens richten sollten. — Dacht' ich es doch, daß der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen! Was verstehst du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich! — Er ging ihm nach, und hielt ihn etwas unsanft am Arme. — Seinen Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beistand braucht; etwa das?

Ehrlich! sagte der Sohn mit ziemlich gesunkener Stimme. Wenn sie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe. Und was nennst du denn wegwerfen? Sprich!

Sie borgen Allen — ohne das Geringste davon zu haben.

Thor! Ohne das Geringste davon zu haben? — Er zog die Hand von seinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung! — Ich habe das davon, zu sehn, daß es meinem Mitmenschen wohlgeht. Rechnest du das für nichts? — Und wenn sie mich einst die lange Strafe hinabtragen, und ich hier Alles dahintenlasse; so hoff' ich, es soll da Mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffnen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlstand zu danken. Ich war in Noth und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben. — Bei dir hingegen — — Doch was stehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal seine eigene Philosophie, und wollte Gott, daß es eine gescheutere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

III.

Herr Stark setzte sich wieder ruhig an seinen Tisch, und achtete wenig darauf, daß der Sohn eine geraume Zeit mit großen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundsatz, daß man einem geschlagenen, weinenden Kinde Zeit lassen müsse, um auszubeulen, und daß es unvernünftig sey, von einer aufgeregten Leidenschaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fodern. Der Kampf im Herzen des Sohns würde sich wahrscheinlich, wie schon so oft, zum Vortheil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entschieden, und Alles würde seine vorige Gestalt angenommen haben, wenn nicht unglücklicher Weise ein Mensch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn Stark aus mehr als Einer Ursache verhaßt war. Es war ein gewisser Herr Specht, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anspruch machten, und die für die Wünsche des Sohns nur allzuoft darinn glücklich waren. Dieser hier hatte den Vorzug vor allen Uebrigen; denn er war Pathe und Geratter zugleich: Verhältnisse, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch sehr wichtig und ehrwürdig schienen. Was aber den Sohn besonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewissen aufgefangenen Reden geschöpfte Verdacht, als ob Herr Specht eine junge lebenswürdige Wittwe, Madame Luf, die bei dem Sohne sehr viel und bei dem Vater sehr wenig galt, bei letzterm angeschwärzt, und ihm Veranlassung zu allen den bitteren Blossen gegeben hätte, womit er dann und wann über sie herzufahren pflegte.

Ei! sagte nach seiner gewöhnlichen gleichnerischen Art der Herr Specht, indem er gerade beim Hereintreten zu seinem großen Verdruf auf den Sohn stieg, der noch immer umherging — ei mein werthster Herr Stark! Gleich hier an der Schwelle bin ich so glücklich — —?

Seine tiefen Verbeugungen und seine süßen Minen hatten dem Sohne noch nie so fade und unausstehlich erschienen, als jetzt. — Was giebt's? Was soll's? fuhr er den ganz erstaunten und erschrocknen Besuch ein wenig unartig an.

Himmel! sagte Herr Specht, und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; ich hoffe doch nicht, daß ich ungelegen komme? daß ich Störung verursache?

Es wäre möglich. Die Zeit ist edel, mein Herr. —

Ja wohl! ja wohl! Schon bei Unser einem, und erst vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der solche Geschäfte macht, solch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreife oft nicht — —

Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Sorgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? — Oder wieder Nachrichten von der Wittwe, Ihrer Nachbarinn, bringen? — Da! Wenden Sie sich an meinen Vater, und nicht an mich! —

Indem noch Herr Specht mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wußte, ob er gehen oder bleiben, ob er schweigen oder antworten sollte, drehte der alte Herr Stark, dem nachgerade das Gehör ein wenig schwach ward, und der nicht wußte, ob er etwas und was er hörte, sich auf seinem Stuhle herum, und half

ihm durch den freundlichsten Willkommen von seiner Herzensangst. — Der Sohn warf sich wieder an seinen Tisch, um weiter zu schreiben.

Nun? Und was steht denn zu Diensten? sagte Herr Stark, nach mehreren unbedeutenden Fragen — denn umsonst pflegt er nicht zu kommen, mein lieber Pathe.

Ich — ich wollte so frei seyn, stotterte dieser, indem er schielende, misstrauische Blicke nach dem Sohn zurückwarf — ich habe, diese Tage über, Gelegenheiten gefunden — so allerhand kleine Gelegenheiten — —

Das versteh' ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?

Ich meine: einen vortheilhaften Handel zu schießen, mir einen kleinen Gewinn zu verschaffen —

Ja so! — das ist mir lieb; das ist schön. — Immer zugegriffen, mein lieber Specht!

Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel sind so eng und so flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen. — Dies war, beiläufig zu sagen, einer der eigenen Einfälle des Herrn Stark, die Herr Specht sich sorgfältig zu merken und gelegentlich bei ihm selbst, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — Und da wollt' ich denn also — wenn's ohne Beschwerde geschehen könnte — —

Sich frischen Borrath holen. Nicht wahr? — Nur heraus mit der Sprache!

Herr Specht lächelte, und schlug den Alten mehrmalen hinter einander, mit den äußersten Fingerspitzen, sanft und schmeichlerisch auf die Schulter. — Sie sind doch ein vortrefflicher Mann, liebster Herr Pathe —

Ja, ja! Weil ich ein so guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das er vorhin mit meinem Sohne absprach? Hat er sich dem schon entdeckt?

Ich wollte. — Ich hatte die Absicht; aber — der junge Herr —

Wird vermuthlich bedauert haben? wird sich ausser Stande gesehen haben, zu dienen?

So schien's beinahe. —

Es kann Ernst damit seyn — die Zeiten sind sich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt selber fehlen.

Hehehe! — liebster, bester Herr Stark! Wie Sie doch manchmal zu spaßen wissen!

Zu spaßen? sagte der Alte, und wies nach dem andern Tisch auf die reichgestickte Weste hinüber. — Sieht er denn nicht, daß mein Sohn sein Gold hat verarbeiten lassen? — Ein jeder freilich nach seinem Geschmack! Der Eine hält's mit einer vollen, der Andre mit einer stimmernden Tasche.

Dieses Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmüthigen Tone gesagt — denn Herr Stark war wohl Spötter, aber kein hämischer, und wenn er im Verdrusse erst wieder wichtig ward, so war das immer ein Zeichen seiner schon wiederkehrenden Ruhe — dieses Wort folgte auf zu bittere, zu ernstliche Vorwürfe, und ward in Gegenwart eines zu gehäßten, zu verachteten Menschen gesprochen, als daß es auf das Herz des Sohns nicht eine sehr unglückliche Wirkung hätte thun sollen. Er sprang mit Ungestümm auf, murmelte heftige, unverständliche Worte zwischen den Zähnen, und warf die Thüre.

IV.

Mein Gott! sagte Herr Specht, dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niedersanken; der junge Herr war ganz erhist, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daß meine Gegenwart — —

Nicht doch; tröstete ihn der Alte, dem seine Uebereilung schon innerlich zu gereuen anfing; es ist nur seine Art so; er machts nicht anders. — Dann gab er Herrn Specht die benöthigte Summe, mit hinzugefügter Warnung, daß er sein Geld nicht verstecken, sich nicht in mehr oder in größere Geschäfte verwickeln sollte, als die er verstände, und die er bezwingen könnte. — Uebrigens, sagte er, wünschte ich, um Lebens und Sterbens willen, eine kleine Verschreibung. Er kann sie mir diesen Nachmittag bringen.

Gewiß! gewiß! sagte Herr Specht, und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter schmeichelnder Hand, auf die Schulter. — Ich dacht' es doch gleich, liebster Herr Pathe, daß mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau sagte: geh immer! So ein Mann, sagte sie, wie der Herr Stark ist, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun, guten Morgen! guten Morgen!

Er hatte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können; aber es war heraus, und mit dem Fortteilen wollt' es nicht glücken. Herr Stark winkte ihm, wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernst, mit dem Finger. — Weil er doch selbst von ihr anfängt; mein

lieber Specht, und weil ichs bisher immer vergessen habe; — sag' er mir einmal recht aufrichtig: Wär' er nicht ein wenig verliebt in die Frau?

Je nun, stotterte dieser — ein junger Ehemann — freilich —

Der selige Lutz, denk' ich, war's auch. Und nun, die Wittwe — die ihm das Seinige vertändelte, verpuzte, vertankte, verschmaus'te — er weiß ja wohl besser, als ich's ihm sagen kann, in was für Umständen die ist. — Nehm' er sich in Acht, lieber Specht! Sey er auf seiner Hut!

Aber wie so, bester Herr Pathe? wie so? — Meine Frau — —

Ist mir gar sehr nach der Mode. Alles, was nur aufkommt, das macht sie mit. Und darum stell' ich mir vor — weil er doch nur ein Anfänger ist, und weil ich ihn doch sonst als guten Haushälter kenne — ich stelle mir vor: Er hat so eine gewisse schwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundschaftet. — Hab' ich's getroffen?

Liebster, bester Herr Pathe — —

Man gesteht das nicht gerne. Schon gut! — Aber ich bitt' ihn, als Freund: nehm' er sich in Acht! Sey' er ein Mann! — Bei einer schlechten Wirthinn geht der beste Wirth von der Welt zu Grunde; da ist kein Haltens. Er füllt da in ein löcherichtes Sieb; und wenn er sich auch zu Schanden füllte; er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiß zwar wohl, fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, wie's die Weiber zu machen pflegen —

Ja freilich, freilich, seufzte hier Specht, und fuhr sich mit dem Finger hinter die Ohren. Da steckt's!

Wie sie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiß, was Alles? — und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas steigt und heitre Sommerluft wird; wie sie da schmeicheln, lieblosen, tändeln, und dann so unversehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dieß und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dieß mit und das mit: — die Narrinn! — Unser eine ist doch eben, was sie ist. —

Nun wahrhaftig! rief Specht, dem über der guten Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward. Es ist, als ob Sie hätten dabei gestanden.

Und wenn sie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie sie da küssen, liebäugeln, herzen —

Ganz, wie sie's zu machen pflegen! — indem er die größte Verwunderung vorgab — ganz nach der Natur! Zug vor Zug!

Ei, ich weiß das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen. — Aber zum Henker, Pathe! Der Mann muß Mann seyn; er muß ein Herz von Stahl und von Eisen haben. — Immer liebevoll, nie verliebt, ist die Regel. — Und was verliert man denn, wenn man sich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer sein Ansehen behauptet, der hat sie immer. — Oder meint er etwa, daß die junge Frau des Mannes nicht eben so bedürftig ist, als der junge Mann ihrer? — Pöffen, Pöffen,

mein lieber Specht! Eben so bedürftig, und unter uns: oft wohl mehr!

Nun wart! sagte dieser, indem er hinter sich sah, und die strengste Mine zog, die in sein flaches Gesicht nur hineinwollte — an das Gespräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.

Aber mit Art, versteht sich. Mit Art!

Ei freilich! die Art ist die Hauptsache. Die muß nicht vergessen werden. — Und nun wandt' er Geschäfte vor, die ihn eiligst nach Hause riefen, und ging. Des festen Vorsatzes vermuthlich, nichts zu wagen, was ihm vielleicht gereuen, und nichts anzufangen, was er vielleicht nicht durchsetzen mögte.

V.

Während Herr Stark über seinem Streifzuge gegen das schöne Geschlecht aller Sorgen vergaß, ging der Sohn, voll der äuffersten Erbitterung, auf seinem Zimmer umher. — So mich zu mishandeln, rief er; seinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines so verächtlichen, eines so nichtswürdigen Menschen!

Eines so unbedeutenden, armen Nichts, hätte er sagen können, der sich mit Bücklingen und Schmeicheleien durch's Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut ist —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bittersten Hohngelächter Preis zu geben, und das auf eine so hämische, so gesuchte, so recht ausgefunstelte Art! —

Die Foren. 1795. Lot's St.

2

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von selbst sich darbietende Art, wobei doch, wie sonst immer, der Ehre und des guten Namens geschont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinsetze und für ihn arbeite, so grundlose, so aus der Luft gegriffne, so abscheuliche Vorwürfe zu machen! —

Grundlos nun in der That, wenigstens was Spiel und was Nachtschwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gegriffen: denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Aehnlichkeit der ehemaligen, urtheilen; und so waren sie, in seinen Gedanken, noch immer auf die Caffeehäuser und zum Spieltisch gerichtet. — Daß jetzt wirklich die müßigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu sehr lobenswürdigen, sehr edlen Handlungen verwandt wurden; das war niemanden weniger, als dem Vater, bekannt: und diese lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch so ein gewisses Aber, daß sie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden lassen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entschuldigen oder gar rechtfertigen können, war fürsist der Sohn nicht gestimmt; er sprach vielmehr sich selbst durch die heftigsten, überspanntesten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruß hinein, und endigte zuletzt mit dem Entschlus, seine Lage auf einmal und so ganz zu verändern, daß er schlechterdings außer aller Verbindung mit dem Vater hinaussträte, nicht bloß das väterliche Haus, sondern auch

die väterliche Stadt verließ, und an einem ganz fremden Orte mit dem Wenigen, was er vor sich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft selbst, glaubte er, billigte nicht nur, sondern beföhle diesen Entschluß; denn seine vollen dreißig Jahre hatt' er bereits verlebt, und zwar in so herznagendem Kummer, in so tödtenden Aergernissen und Sorgen, daß die zweiten dreißig zu hoffen Thorheit war; und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbesserlichen Vaters wegen, mehr als die erste, schönste Hälfte seines Lebens aufopfern sollte, das könnt' er nicht einsehn. Sein Herz sprach dagegen zu laut, und im Gesetz fand er's nirgends geschrieben.

In der That war diese Trennung vom Vater kein neuer, sondern ein schon oft gehegter, und selbst bis zum vollständigsten Entwurf durchdachter Einfall, bei dem das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? schon längst beantwortet, und nur das Wann? noch unentschieden geblieben war. Immer war indeß dieser Einfall mit dem Borne, der ihn erzeugt, und dem Grolle, der ihn genährt hatte, wieder verschwunden. Wenn er sich jetzt in dem höchsterbitterten Gemüthe des jungen Mannes fester setzte, als je, und im kurzen zum entschiedenen, unwiderrüflichen Vorsatz ward; so hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters; aber einen Grund, womit Herr Stark sich so äußerst geheim hielt, daß er ihn kaum sich selbst zu gestehen wagte. Von jeher war es sein Lieblingsentwurf gewesen, sich mit einer der reichsten und glänzendsten Partien der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal spielte die Liebe ihm den muthwilligen, hämischen Streich, daß sie ihn mit allen seinen Neigungen zu einer Person hinriß, die von den

Vorzügen, welche sonst Liebe entschuldigen, auch nicht einen besaß. Weder war sie von besonderer Schönheit des Gesichts oder des Wuchses, noch stand sie in der ersten Blüthe der Jugend, noch zeichnete sie sich durch grosse, schimmernde Geistestalente aus, die auch ohnehin an Herrn Stark keinen gar eifrigen Bewunderer mögten gefunden haben. Güter hatte diese Person vollends gar nicht, außer solchen, die es eigentlich bloß für den ersten Besizer sind, und die auf Andre als Güter nie so recht übergeben können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madame Lnf, wegen deren Herr Specht so verhaßt war, und über die wir den Vater so strenge haben Kunstrichtern hören.

Es ist bekannt, daß man in lebhaften Träumen zuweilen sich selbst fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daß die Antwort immer das Gegentheil des wirklichen Zustandes auszusagen pflegt: man wache. Herr Stark hatte mehrmalen, wenn er der Madame Lnf in sehr zärtlichen Empfindungen gegenüber saß, sich ganz ernstlich befragt: ob er noch frei oder verliebt sey? und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieser Freiheit nicht so ganz wohl zu Muthe: denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an sich nicht unmöglichen, und nur zum Scherz so angenommenen Fall, daß er irre, konnte er alle die bitteren Hohnereien vorausdenken, womit ihn zu Hause der Vater, und außer dem Hause die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beschwerlichen Waare ihrer erwachsenen Töchter auf einen so reichen Erben und zugleich so schönen, blühenden Mann, als Herr Stark, trotz allen vom Vater erlittenen Drangsalen, noch immer war, etwa ein

Auge haben mögten. Das Beste wäre auf diesen Fall gewesen, Madame Lnf nicht weiter zu sehen; aber dieses ging, so lange man mit ihr an Einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an; und so ward denn jenes erkannt, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beste dahin näher bestimmt, daß man sich von diesem Orte, je eher je lieber, müßte loszureißen suchen. — Doch, wie gesagt, mit diesem stärkern, eigentlich entscheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewußtseyn; Herr Stark hätte Leib und Leben darauf geschworen, daß es bloß der wunderliche, unausstehliche Alte sey, der seinen verdienstvollen, einzigen Sohn, welcher so lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut sein Herz seyn müsse, erkannt' er hiebei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die außerordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich gerathen müßte; aber einmal wollt' es dieser nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

VI.

Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszustand des jungen Herrn Stark zwar nicht völlige Kenntniss, aber doch ziemlich wahrscheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doctor Herbst. Er hatte dem seligen Lnf, als Hausarzt, in seiner letzten Krankheit gedient; er wußte, daß wegen Handlungsverdrüßlichkeiten große Feindschaft zwischen ihm und Herrn Stark, dem Sohne, geherrscht hatte, und er selbst war Vermittler bei der sehr rührenden Ausöhnung gewesen, die vor dem

Tode des erstern vorhergegangen war. Bei dieser Ausföhnung hatte Herr Stark dem Sterbenden in die Hand versprochen, daß er, auf den Fall seines Hintritts, die Wittve mit Rath und That unterstützen, und besonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr Lyl gestand, daß sie in nicht geringer Unordnung wären, möglichst aufs Reine bringen wollte. Dieses edelmüthige Versprechen hatte Herr Stark mit dem größten Eifer erfüllt; er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte absparen können, den Angelegenheiten der Wittve gewidmet, und schon mehrmalen hatte der Doctor, wenn er der sehr kränklich gewordenen Frau noch spät Abends einen Besuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die wirklich großen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madame Lyl in ihrer jezigen traurigen Lage so viel Anlässe zu entwickeln fand, und welchen er selbst volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögten gelassen haben. Besonders war ihm die Verwirrung und der rasche Unwille aufgefallen, womit einst Herr Stark eine ganz unschuldige, mehr im Scherz so hingeworfene Warnung, sich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geschöpft, daß er doch, uns Himmels willen, von dem ganzen Umgange mit Madame Lyl, in den er ja selbst ihn hineingezogen, der Familie, und besonders dem Vater, kein Wort verrathen mögte.

Indessen, so gewiß, nach der Semiotik des Doctors, dieses Zusammentreffen von Dienstfeiser, Blödigkeit und

Geheimthum auf Liebe hindeutete; so glaubte er's mit dieser Liebe doch keinesweges so weit gediehen, daß er sie in irgend einiger Verbindung mit dem Entschlusse hätte denken sollen, den ihm jetzt der junge Mann zu seinem größten Mißfallen kund that. Herr Stark verlangte auch über diesen Entschlusse das Geheimniß; aber dieses schlug der Doctor ihm förmlich ab; er versicherte sich vielmehr sogleich des lebhaftesten Beistandes der Frau und der Schwiegermutter, um den jungen Mann von einem so raschen und für die ganze Familie so höchstnachteiligen Schritte zurückzuhalten. Daß es mit diesem Schritte voller Ernst sey; daran konnt' er nach Allem, was er sah und hörte, und besonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehr vereint angewandte, um Herrn Stark zu besänftigen und ihn von seinem Vorsatze abzuziehen, war rein verloren. Den Gründen des Schwagers setzte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigsten Betheuerungen der Liebe und des Gehorsams, mit Ausnahme dieses einzigen Puncts, und den abwechselnden Liebkosungen und Spötereien der Schwester Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daß, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen suchte, desto steifer und hartnäckiger er auf seiner Meinung bestand; und so ward denn, in einer geheimen Familiensitzung zwischen Mutter, Schwiegersohn und Tochter beschloffen, daß man einen ganz andern Weg einschlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten sey, sein Heil mit dem Vater versuchen wollte. Man hielt sich versichert, daß auf das erste freundliche Zureden des Vaters der Sohn mit Freuden einen Entschlusse

würde fahren lassen, wobei er selbst am ersten und am meisten verlieren müßte; auch war man ganz darinn einig, daß der hofmeisternde Ton und die spöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daß ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglings-Alter müßte behandelt werden, und daß jeder Mensch seine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewissen zufälligen Aeußerungen leiten, aber nie im Ganzen und im Wesentlichen umschaffen könne. Der Alte selbst, hoffte man, würde, nach seiner sonstigen Billigkeit und Vernunft, sich hievon leicht überzeugen lassen.

Doch, was die Leichtigkeit des Ueberzeugens betraf, so gerieth man bald wieder in Zweifel. Herr Stark hatte der Proben von Steifheit und Unbiegsamkeit des Charakters zu viele gegeben, und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt oder tumultuarisch, sondern behutsam und methodisch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende. Der Alte hegte von dem Verstande und der gesunden Beurtheilung des Doctors sehr vortheilhafte Begriffe; der Doctor demnach sollte zuerst erscheinen, ihm die Entschliessung des Sohns eröffnen, und ihn von der Nothwendigkeit sowohl als Billigkeit, sein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familien-Angelegenheiten immer vom größten Gewicht gewesen, und schon oft, obzwar nie in einem so klislichten Falle, war ihren dringenden Vorstellungen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln, nachgegeben worden: die Mutter also sollte nach dem Doctor hereintreten, und wenn die

Vernunft des Alten schon wankte, den Widerstand seines Herzens durch Bitten, und allenfalls auch durch Thränen, zu brechen suchen. — Von der Tochter wußte man, daß sie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte, und daß sie, wegen großer Uebereinstimmung ihrer eigenen Gemüthsart mit der seinigen, sich in allen Krümmungen und Wendungen seiner Laune geschickt ihm nachzuschmiegen und ihn fast immer zu ihrer Absicht herumzuholen wußte: die Tochter also sollte zuletzt erscheinen, und dem durch Mann und Mutter schon ganz erschöpften und abgematteten Eigensinne des Alten den letzten Gnadenstreich geben. — Bei diesem ganzen schönen Entwürfe äußerte bloß die Mutter noch etwas Furcht: der Doctor hielt sich, unter göttlichem Beistande, guten Erfolgs versichert, und die Tochter vollends vermaß sich mit großer Freudigkeit, daß keine — wenn nur erlaubte und ehrliche Sache in der Welt seyn müßte, wozu sie ihren lieben, alten, Seelenguten Vater nicht hinschmeicheln oder hinbitten wollte. Doch säumen, meynete sie, müsse man nicht mit dem Angriff: denn der Bruder mache schon allerlei bedenkliche Anstalten, die auf eine nahe Abreise zielten; auch sey nur eben der jährliche Abschluß der Handlungsbücher geendigt, und dieser Zeitpunkt müsse dem Sohn zur Trennung vom Vater nothwendig der schicklichste dünken. Das Scharfsinnige dieser Bemerkung, die den beiden Andern entwischt war, ward erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmüthig festgesetzt, daß man gleich den andern Morgen sich frisch an das Werk machen wollte.

VII.

Es war ein Capital zahlbar, und Herr Stark saß vor einem Tische voll Sächsischer, Brandenburgischer, Hannöverscher und Braunschweigischer Neuer Zweidrittelstücke. Er zählte, da der Doctor hereintrat, das angefangene Häufchen von funfzehn Stück geschwind zu Ende, und hieß ihn dann mit frohem Herzen willkommen. Seine erste Frage war nach ihm selbst, und gleich die zweite war nach den Kleinen.

Die sitzen zu Hause über den Büchern, sagte der Doctor.

Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden schon vorwärts kommen. — Und ist denn wirklich Trieb da? ist Kopf da?

So viel ich jetzt noch beurtheilen kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern.

Ich auch. Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär ich nicht ein armer Mann mit alle dem Bettel? — indem er die Hand verächtlich gegen den Tisch warf. — Für wen in der Welt härt' ich gesammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeist — —

Eben von dem, bester Vater, mögt' ich mit Ihnen reden.

Sehr gerne. Nun?

Nur müssen Sie auch Gedult haben, mich anzuhören.

Ich habe. — Zeit und Geduld; alles beides.

Sie sind so eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld seiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen Andern geben, der mit ihm theilte?

Einen andern? Der möchte mir schwer zu errathen werden. Der ist —?

Ein sonst guter, billiger, vortreflicher Mann. — Denn um nur Eins zu erwähnen, und eben das, was Sie doch am meisten auf ihn verdrückt: Ist's so ganz seine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?

Nun? ist es denn meine?

Ein wenig, dünkt ich.

O ja! Oder wenn's um und um komme, wohl ganz. — Freilich, so ein Weib, wie man sie jetzt täglich zu seinem Aerger herumflattern sieht; — ein Weib mit Tausenden, das ihm Tausende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute versäumt, Trisset und Liebensintriguen gespielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — so ein Weib, wie sie die neueste Mode-Erziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar — mir wird übel und wehe; — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie vor's geistliche Gericht hätte laufen müssen; so eins hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne: und konnt' ich das dulden? konnt' ichs recht sprechen, daß er mit sichelichen Augen in sein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm sagte: Sieh, Sohn! Da ist ein hübsches, stilles, sitzames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar

nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es ist in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: — nimm's! und es wird dankbar gegen dich seyn; es wird dich lieben, wird deine Kinder lieben, wird sie erziehen, daß Gott und Menschen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tausende ersparen, als dir jenes zubringt: — konnt' ich da durchdringen? Stand er da nicht vor mir — mit einem Gesichte, mit einer Unterlippe — so hängend! so albern!

Sie haben da freilich Recht — völlig Recht —

Nun dann!

Aber wenn Sie's auch sonst in Allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Absicht hätten: — in einer einzigen, weiß ich doch nicht, ob Sie's haben? — Er sagte dies mit einem sehr bescheidenen, beinahe furchtsamen Tone.

Die mögt' ich wohl näher kennen. Die ist —?

Ihre ganze Art, wie Sie sich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worinn Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden.

hm! — Aber ich bin nicht unbedeutend; ich nehme Lehre an. — Wie soll er gestimmt seyn, mein Ton?

Liebreicher, freundlicher — väterlicher, wenn ich das sagen darf.

Und ist er denn rauh? Ist er stürmisch?

Wenn er das lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen; wer verzeiht das nicht gern einem Vater, und einem so guten Vater?

Bezeiht das! — Drolligt!

Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr schneidender, Ihr empfindlicher Ton — — Hier rückte der Alte am Stuhl, und der Doctor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzusetzen — — Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, so zu reden; ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachsicht — — Ihre ewig fortgesetzten Spötereien und Anspielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an sich nur sanft sind, aber zu schnell hinter einander und immer denselben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken, Ihre witzigen Ausfälle — —

Genug! sagte der Alte; genug! Dagegen läßt sich nichts aufbringen. Sie haben Recht.

Und dürft' ich denn also hoffen — ?

Was? — was? — indem er ihn mit ein Paar großen und stieren Augen ansah, die den Doctor ganz irre machten: — daß ich in meinen Jahren mich ändern; daß ein alter, verwachsener, knotigter Stamm sich nun noch biegen und ziehen sollte? — Das ist unmöglich, Herr Doctor; unmöglich!

Nun ward der Doctor, der es so gut gemeint hatte, auch an seiner Seite verdrüsslich. — Sie verfallen schon wieder in Ihren Ton. —

Schon wieder? Und das mit Ihnen, mit dem ich doch sonst eben nicht witzle? — Er sagte das Wörtchen: Witzeln mit einem ganz eigenen Nachdruck. — Nun, Sie sehn dann wohl selbst: ist unmöglich, unmöglich!

Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn, und ich komme da eben auf einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können.

Nur ich? —

Sie haben mir so eben Ihre große Gabe dazu bewiesen.

Wie versteh' ich das? Welche Gabe?

Je, die glückliche Gabe, Fehler zu sehn und zu sagen. Wie, wenn Sie nun gingen, und meinem Sohn auch die seinigen sagten? — denn daß er ihrer hat, dafür stehe ich. Recht derbe Fehler! — Wenn Sie zu ihm sprächen: „Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht so zu reden; ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre Rücksicht“ — oder wie Sie es sonst herumbringen; wie Sie sonst Ihre Pille versilbern wollten: — Sie werden das ja wissen, Herr Doctor —

Gut! gut! sagte dieser, und biß voll Unmuths die Lippen.

Kurz, wenn Sie sprächen: „die bewußte Unterredung mit unserm Alten hab' ich gehabt. Es ist doch ein wunderlicher, eigenwilliger, hartnäckiger alter Mann. Steif ist sein Rücken, und steif ist sein Kopf. Beide würden eher brechen, als biegen. — Wie, wenn lieber Sie, der jüngere Mann, die Fehler ablegten, die den grämlichsten Alten auf Sie verdrüßen? wenn Sie, zum Beispiel, ein geistlicherer Mensch, ein sparsamerer Wirth, ein aufmerksamerer Kaufmann würden? Ich stünde Ihnen dann mit meiner Ehre dafür“ — und hier meine Hand darauf, daß Sie Ihr Wort nicht bereuen

sollten! — „ich stünd' Ihnen mit meiner Ehre dafür:
 „der Alte sollte uns anders werden; er sollte seinen
 „Sohn lieber haben, als seinen Wiß; er sollte keine
 „größere Sorge auf dem Herzen tragen, als wie er den
 „einzigen Erben seines Hauses und seines Namens glücklich
 „lich machte.“ — Hier drehte sich Herr Stark wieder
 gegen den Tisch, und griff nach den Beuteln. — Denken
 Sie der Sache gelegentlich nach! Es ist ein Vorschlag
 zur Güte.

Ich sehe wohl, sagte der Doctor, der seinen Verdruß
 kaum mehr bergen konnte — es ist nichts mit Ihnen zu
 machen.

Finden Sie das? — Das hat schon Mancher gefunden.
 Das ist fast immer so mit Leuten, die nach Grundsätzen
 handeln.

Und so muß ich's Ihnen denn nur gerade heraus sagen.
 Sie werden erschrecken; aber — — Ihr Sohn — —

Mein Sohn?

Er will von Ihnen — will fort!

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelstück in die
 Hände gefallen, das ihm nicht so recht echt schien. Er
 besah es von vorn und von hinten, warf es auf den
 Tisch, um den Klang zu hören, und musterte es endlich
 aus. — Dreizehn, vierzehn, funfzehn. — Will von
 mir? Wohin?

So gelassen dabei? — Aber Sie denken vielleicht:
 es sey nur Vorwand, nur Kunstgriff. — Ich schwör' es

Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach Br**, auf nimmer Wiedersehen.

Will er? — Hababaha!

Sie lachen?

Ueber etwas sehr Lächerliches.

Nun beim Himmel! So finde ich's nicht.

Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernst zu nehmen!

Und wofür sonst?

Für nichtigen, leidigen, elenden Troß.

Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erste Mal wäre, daß er den Einfall hätte! Aber er hatt' ihn schon öfter. — Und so leicht es mir Anfangs ward, ihn zurückzuhalten, so schwer ward mir's nachher.

Natürlich! Weil Sie sich gleich Anfangs zu viele Mühe gaben.

Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urtheilen? Ihr Sohn ist für keinen üblen Mann bekannt, und Sie selbst werden ihn so nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müssen. Sie sind zu alt und mit andern Geschäften zu überhäuft, um diese Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie selbst, wie ungern! verlieren: Wir Alle — —

Ach Thorheit! Thorheit! sagte der Alte, und zählte fort.

Wenn Sie's so ansehen — —

Wie anders?

Ich habe dann das Meinige gethan, und muß schweigen.

Lieber, lieber Herr Sohn! — und er drehte sich zu einem ernsthaften Gespräch herum, mit bei Seite gelegter Brille. — Ihre Gründe sind gut, sind vortreflich; aber für wen? Für meinen Sohn oder für mich? — Wenn ihn die Welt als keinen üblen Mann kennt; so hoff' ich sagen zu dürfen: mich kennt sie als einen guten. Auf wen wird also der meiste Vorwurf, der meiste Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu Grunde geht; wer ist's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der sein Gutes genossen hat und nun auf die Grube geht? oder Er, der Jüngling, der erst genießen soll, und — so gerne genießen mag? — Mit dieser einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — Was? was? fuhr er mit einer Art von komischen Unwillen fort; ein Mensch, der nicht das Herz hat, bei einer Frau zu schlafen; der hätte Herz, daß er davon ginge? daß er sich auf seine eigene Hand setzte? daß er hier Alles im Stiche ließe? — Ach Thorheit! Thorheit!

VIII.

Madame Stark, die schon einige Zeit auf ihrem Posten gestanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Gesprächs zu bemerken, und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und sie hielt das Tuch vor die Augen.

Bist du da, lieber Vater?

Auch die? sagte der Alte in sich, und sah nun im Geist, mit voller Ueberzeugung, auch schon die Tochter kommen. — Ja, wie du siehst, liebe Mutter. — Er stand auf, und ging ihr freundlich entgegen.

Diese Freundlichkeit bennrubigte Madame Stark; sie hätte, nach dem Antrage des Doctors, ihn weit lieber mürrisch und verdrießlich gefunden. — O ich sehe schon, sagte sie, ich werde wieder einmal vergeblich bitten.

Warum? Weil ich freundlich bin, meinst du? — Ich fürcht' es beinahe auch, weil du weinst. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch sehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlst, weiß ich, da kommst du so zuversichtlich, so freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmüthigen Ruhe: aber wenn du dein Unrecht fühlst, da beweinst du den schlechten Erfolg, den du voraussiehst, und ich bin dann fein freundlich, um dich zu trösten. — Nur gleich die Probe zu machen: Was giebst?

Dein Sohn will von dir — fuhr sie mit grosser Wehmuth heraus.

Wenn er will — Du weißt, er ist kein Jüngling mehr; er ist Mann.

Freilich! Freilich! Und eben darum — —

Richtig! — Eben darum muß er wissen, was er zu thun hat.

Aber ihn verlieren zu sollen! —

Das ist nicht anders. Söhne gehn in die Welt.

Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges Mal mit ihm freundlich sehn, ihm dein Wort geben wolltest — —

Wie? — wie? — Nun da sieh einmal, Mutter! Sieh, wie recht du hast, daß du weinst! — Ich mein Wort geben? ihm? Und worüber? — Der junge Mensch, seh' ich, wird mir fein auffällig, fein trotzig; es verdreht ihn, einen so wachsamem Beobachter, einen so beschwerlichen Erinn'rer zu haben; er möchte gar zu gern den Mund gestopft wissen, aus dem er so unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu setzen, in Respect zu erhalten; er möchte mir — wie heißt doch die Redensart? — er möchte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daß sie mir unvergleichlich stehen müßte; und da kommst du nun, und bittest mit heißen Thränen, daß ich die Nase hinhalten soll, um sie mir aufsetzen zu lassen. — Sage: ist das recht, Mutter? Ist das vernünftig?

Sie hören! sagte die Alte, und streckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doctor. — So hat er es immer mit mir getrieben! Das gelt ich ihm! Das bin ich

ihm werth! — So hab' ich mich von jeher müssen verächtlich machen und mißhandeln lassen.

Herr Stark bat, daß sie schweigen mögte; denn das Jammern sey ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft hör' er nicht gerne; aber er bat umsonst, und er hätte selbst können schweigen. Endlich bejann er sich, daß er ja auf dem einen Ohre taub sey, und daß er über das andre nur den Stuß ziehen dürfe: was er denn unverzüglich that, und sich gemächlich wieder an seine Arbeit setzte.

IX.

Wo sind sie denn? rief die Tochter, indem sie den Kopf zwischen die Thürflügel steckte. — Ei sieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!

Schon so frühe? sagte der Alte. Vor Tische?

Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei. Husch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu sagen. Denn ich weiß, er sieht mich so gerne. Nicht wahr?

Als ob das noch Fragens brauchte!

Wenn ich nicht so ganz zufällig käme, so hätte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigsten oder am fleißigsten gewesen. — Ich küsse Ihnen in Aller Namen die Hand.

Danke. Danke. — Er sah sie bedenklich, aber nicht ungütig an. — Du thust ja heut außerordentlich freundlich?

Ich thäte nur so? Ich bin's.

Und hast hier noch niemand gesehen? — Deinen Mann nicht?

Den wohl. Am Theetisch.

Deine Mutter noch nicht? — Sie log mit einem Kopfschütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — Dann ist's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küssen.

Ach verzeihn Sie! sagte die Tochter, und küßte ihr, seitwärts lachend, die Hand.

Deinen Bruder wohl noch vielweniger?

Gesehen; aber kein Wörtchen mit ihm gesprochen. Er lief mir da mit einem Gesichte vorbei, mit einem Gesichte! — Hun, dacht' ich, was kümmern mich deine Gesichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Mensch. Denn Sie wissen wohl: ich bin ganz ihre Tochter.

Bist du? sagte der Alte, und lachte mit innigem Wohlbehagen.

Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht mit mir ist, mag seine Launen für sich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, so geschieht es nur, um ihn auszulachen. Da, der Herr — indem sie mit dem Finger auf den Doctor wies — hat die Erfahrung.

Närrisches Weib! sagte dieser. Hab ich den Launen?

O, du hast! hast! du bist Mann. — Aber doch

wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daß ich den Bruder immer so unlustig sehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich meiner Seits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte Alles.

Doch? Thätest du Alles? — Jaja! — Er war aufgestanden und packte die Beutel zusammen.

Wollen Sie denn fort, lieber Vater?

Ich bin hier fertig. —

Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben.

Wozu? — Er gab ihr einen scharfen, bedeutenden Seitenblick, und drohte ihr mit dem Finger. — Weib! Weib! du hast mit deinem Mann gesprochen, hast mit deiner Mutter gesprochen, hast mit deinem Bruder gesprochen.

Sie meinen: heut? hier im Hause? — Nein wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein Wort.

Also doch mit der Mutter!

Nun? Wäre denn das nicht recht?

Gar sehr. — Aber da kommst du nun mit eben der Bitte, wie sie; nur anders eingekleidet, versteht sich. Was sie tragisch gesagt hat, das willst du komisch sagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —

Da getraun Sie sich nicht?

Aus Ursache. — Denn sieh! wenn du bittest, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das mögte mir denn zu viel werden. — Geh!

O, nun — nun kommen Sie mir gewiß nicht von dannen. Oder wenn Sie gehn, lauf' ich nach. — Gutes, liebes, bestes Väterchen — —

Schmeichlerin!

Schmeichlerin? — Das bin ich nur dann, wenn Sie sich nicht erbitten lassen.

Nun, was willst du? Nimm Alles! — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

Nicht doch! Geben sollen Sie nichts. Keinen Heller.

Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um sie nicht begangen zu haben, das Zwiefache, Dreifache gäbe.

Thorheit, sagen Sie? Lieber Gott! — Als ob's Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebevoll zu seyn! — Sie sind das gegen mich; sind's so sehr: Seyn Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn Sie helfen mir da von der unangenehmsten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daß ich Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit mißbrauche: und fast — wenn man bloß nach dem Scheine geht — hat er Ursache dazu. Denn sagt er nicht eben so gut Vater, als ich, und genießt doch so viel weniger Liebe?

Er von der Mutter, und du vom Vater. So ist's in der Ordnung.

Nein, ich bitte; bitte, so sehr ich kann: Machen Sie, daß er bleibt! daß er nicht fortgeht!

Kann ich ihn halten?

Mit einem einzigen guten Worte.

Hm! — Das, meynst du, soll der Vater dem Kinde geben?

Gut heißt freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er ist dankbar. Er wartet nur auf die erste Eröffnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den besten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müßte, daß ich seine Entfernung zu seinem Schaden nutzte? daß ich Ihnen für mich und meine Kleinen abschmeichelte, worauf wir zwar Alle kein Recht haben, was aber doch ihm eben so gut zukommen würde, als mir? — Sie wissen, daß das nicht ist, und daß ich dazu ganz unfähig bin; aber er würd' es doch glauben; er würd' es ganz sicher glauben, und meine Empfindung dabei — — Sie hatte Thränen im Auge.

Diese Beweise von Zartgefühl, Schwesterliebe und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit auffer Verdacht war, freuten den Alten innigst, und er sah sie mit großer Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloß sein Fleisch und sein Blut, sondern auch sein Herz und seine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, bestes Väterchen, fuhr sie fort, und nahm Alles zusammen, was sie im Tone Süßes und in der Mine Liebkosendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abschlagen?

Je nun, sagte der Alte, und fuhr sich mit den Fingern ein paar Mal über die grauen, etwas naß gewordenen Augenwimper — dran werd' ich schon müssen. Ich will mit ihm reden.

Gewiß? gewiß?

Ja doch! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Und bald?

So bald sich's thun läßt. In diesen Tagen.

Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?

Da! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Sie lächeln aber so in sich. Worüber?

Ach — über mich selbst. Laß das gut sehn? — Er hatte schon ohngefähr die Art, wie er sich nehmen müßte, im Kopfe, und lächelte fort bis zur Thüre.

Armer Mann! sagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doctor; Sie sind gewaltig betrogen. Sie foderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben.

X.

Nun? triumphirte die Tochter, sobald der Vater hinaus war; hatt' ich nicht recht, liebe Mutter? War's des Schreckens und des Aufhebens werth? — So ein kleiner Zwist in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt schon aus, ohne Lärmschlagen.

Und du glaubst dich am Ende? sagte der Doctor.

Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort.

Er müßte erst mehr versprochen haben. — Aber gesetzt auch, daß du zu deinem Zweck kommst, und daß der Bruder für dießmal bleibt — —

Für dießmal? Warum denn nicht immer?

Wird er von seinen Schwachheiten lassen? Wird der Vater von seinem Eigensinn lassen?

Niemals! niemals! seufzte die Mutter.

Schwerlich! stimmte die Tochter mit ein.

Und also! Was sind wir weiter gekommen? — Wir wollten die inneren Ursachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Uebels verstopfen: und da uns nun das nicht gelang — da stellen wir uns hin, und pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — Das ist falsche Heilart, fuhr er mit Kopfschütteln fort, wovon ich bei Zeiten zurücktrete, und sie dir allein überlasse.

Klug! klug und gelehrt! sagte die Frau. — Aber auch PfuscherArbeit wird manchmal gute Arbeit. Laß mich nur machen!

Wie aber, wenn du ein Meisterstück machen könntest?

Ein Meisterstück? — Nun?

Er ging mit einem Blick voll Mißmuths umher, und rieb sich die Stirne. — Ach, es ist nicht zu machen. Es ist ein frommer Wunsch, weiter nichts. — Heurathen, heurathen müßte der Bruder. Ein kluges, sittsames, zärtliches Weib müßt' er nehmen.

So eins, wie du hast. Nicht wahr? — Sie sah ihm freundlichlächelnd unter die Augen.

Nun ja! Und wenn auch nur so eins — —

Boshafter! —

Er bot ihr liebevoll die Hand, und zog sie in seine Arme. — So ein Weib würd' ihn zu Hause bei seinen Geschäften halten; denn zu Hause wäre ja sie: es würd' ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden; denn bei ihr fänd er ja begre: es würd' ihn von den kleinen Thorheiten des Puges und der Modesucht abziehen; denn man putzt sich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt. —

Er fand den größten Beifall mit dieser Rede. Die Frau liebte ihn, und die Schwiegermutter ertheilte ihm Lobsprüche.

Alle Quellen des Mißvergnügens wären dann auf einmal verstopft. Der Vater und wir Alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre, fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort, indem er lebhafter umherging — wenn es möglich wäre, daß er die Wittwe — die gute Wittwe — —

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Gesichter so nahe, daß er erschrock und zurücktrat. — Was ist denn? Was hab' ich gesagt? fing er an.

Die Wittwe! riefen sie beide aus Einem Munde. — Sprachen Sie nicht von einer Wittwe, Herr Sohn? — Erwähntest du nicht einer Wittwe, mein Bester? — —

Der Doctor war unzufrieden, daß er sich mit seinem Geheimnis so bloß gegeben, und versuchte sein Möglichstes, um es festzuhalten. Er war durchaus nicht zu be-

wegen, daß er es im Ganzen hätte herausgeben sollen. Indessen riß, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und so bekamen sie endlich so viel davon in die Hände, daß er nicht absah, warum er den unbedeutenden Rest nicht noch freiwillig dazu geben sollte. Ueberdem hatte man ihm das heiligste Stillschweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander selbst recht inständig darum gebeten. —

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimnis zu besichtigen anfangen, fand sich, daß sie sehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Wittwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung; — ihr vier oder fünf und zwanzigstes Jahr mogte sie immer schon zurückgelegt haben; — der Liebhaber schien noch gar nicht entschieden; — der Vater hatte Vorurtheile gegen die Frau; — ihn von Vorurtheilen zurückzubringen, war immer sehr schwer, fast unmöglich: — alle diese Umstände ließen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich sie übrigens seyn mogte, keine Heurath, und noch weniger von so einer Heurath eine feste Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war also wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indessen tröstete sich die Doctorinn mit dem Gemein- spruche, daß der Mensch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur seine nächste Aussicht nicht trübe und gewitterhaft sey, sich beruhigen mügte. Voller Friede, meynte sie, sey wohl freilich das Beste; aber auch Waffenstillstand — und diesen wenigstens glaubte sie für die Familie bewirkt zu haben — sey schon nicht zu verachten.

XI.

Abends bei Tisch erlitt der Muth der Frau Doctorinn, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unsanften Stoß. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze Herbstische Haus, bis auf das kleinste Enkelchen herunter, bei dem Alten versammelt, und dieser dann gemeiniglich sehr vergnügt und beredt war. Eins der ersten Gespräche pflegte von denjenigen Kranken des Doctors zu seyn, die der Alte kannte, und an denen er, wenn sie auch sonst ihn nichts angingen, bloß darum, und weil sie Kunden seines Schwiegersohnes waren, viel Theil nahm.

Diesmal fragte er besonders nach einem gewissen Herrn Heil, einem Manne von mittlern Jahren, der eine starke Familie hatte.

O der, sagte der Doctor; der ist schon völlig außer Gefahr.

Doch? Das ist mir eine sehr liebe Nachricht! — der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur sehr wenig Vermögen da seyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es ist übrigens ein so rechtlicher, ein so stattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, so sagten Sie ja nur noch vorgestern: er sey der Schlimmste von Ihren Kranken; es sey Ihnen ganz bange um ihn?

Da stand's auch mit ihm sofo. Er lag da eben in einer Krisis.

Was heißt das? — Krisis; — Das Wort, deucht mir, hab ich schon öfter gehört.

Das Wort ist griechisch, mein lieber Vater.

Ei meinetwegen arabisch! Ich mögte den Sinn davon wissen. — Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutsche Krankheit wird doch keine griechischen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die sich zu deutsch nicht so kurz wollen sagen lassen. — Krisis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, stärkste Anstrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte, und wiegte mit dem Kopf vor sich hin. — Das ist nun deutsch; — in der That!

Deutsch, wie Griechisch. Nicht wahr?

Beinahe. —

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn sie sich von den gesunden Säften, denen sie beigemischt war, schon so abgesondert hat, daß der Körper sich ihrer entschütten, oder wo nicht völlig entschütten, sie doch nach aussen hin absetzen kann. — Hat die Natur zu dieser Wirkung noch Kraft, so geneset der Kranke; hat sie keine, so stirbt er. — So lange nun dieses glückliche oder unglückliche Bestreben der Natur fortdauert, sagt man von einem Kranken: er sey in der Krisis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun ver-

steh' ich. — Und so kann man denn auch in einer Krisis, wo es sich mit der Krankheit bessert, so herzlich krank seyn?

Nicht anders. — Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Krisis vorbereitet wird — — Sie verstehn mich nun schon — —

Vollkommen.

Während dieser ganzen Zeit ist die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz vor der Krisis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entstehen, die das Uebel auf seinen höchsten Grad treiben, und die man füglich einen kritischen Tumult nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einst einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erschrock.

Nicht doch! — Hilfe Gott! muß man sprechen.

Was? Hilfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu spät ist, da hat man schon Recht, daß man um's Helfen bittet. — Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doctor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, sehr wenig. Das Meiste und das Beste muß die Natur thun.

So! — Aber der Doctor nimmt doch sein Geld, und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mirturen nur aufstreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um desto eher Frieden zu stiften.

Die Anwesenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft saß — und am meisten lachte der Doc-

tor. — Sie wären mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater. Wissen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit, die Krisis stöhren und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie so? Das mögt' ich doch ungern. Der arme Heil!

Eine gestöhrte Krisis zieht immer entweder schleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödliche Bersekungen nach sich, die wir abermals mit einem griechischen Worte Metastasen nennen.

Genug! genug! sagte der Alte; kein Griechisch weiter! — Ich merke wohl, ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeschlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel besser ist's wirklich nicht. Ich gesteh' es Ihnen.

Je nun — Wenns so am sichersten oder am heilsamsten ist, ist's am besten. — Er saß hier einen Augenblick nachdenkend, und spielte mit seinem Teller. — Lieb ist mir's denn doch, daß ich bei der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritischer Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinsältigen Streich können machen.

Wie so? fragte der Doktor.

Ich hätte mich können verführen lassen, mitten in einer Krisis die Cur zu versuchen.

Sie? fragte der Doctor noch einmal.

Der Alte schwieg; aber ein bedeutender, lächelnder

Blick, den er nicht sowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf, wo dieser saß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit seinen Reden auf den Zustand des Sohnes ziele; nur, wie er ihn in diesem Zustande zu behandeln denke, das blieb ein Räthsel. Nach Tische rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr gespannt als befriedigt. Endlich that die Doctorinn, die gewissermaßen das Orakel der Familie war, und die seit dem Siege von diesem Morgen noch an Ansehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorschlag, daß man sich fürzt den Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern die eigne Erklärung, die der Vater durch sein Betragen geben würde, ruhig abwarten solle: ein Vorschlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daß diese Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverlässig seyn müßte, sprang in die Augen.

XII.

Herr Stark, der Sohn, war mit seinen Anstalten zur Abreise bis auf's Einpacken fertig; er war nur noch unentschlossen, wie er Abschied nehmen sollte? Heimlich sich aus dem väterlichen Hause wegzuschleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleistete gute Dienste, zurückzulassen sich bewußt war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm sein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, seinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweise so ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte sich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich sehr die Festigkeit und Unabänderlichkeit seines Entschlusses, als die rechtschaffnen, kindlichen Gesinnungen

eines Sohnes beweisen sollte, den er so hartherzig aus seinem Hause stiesse. Die Ausdrücke, womit er besonders den letzten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewähltesten, die er hatte finden können, und beim Zusammensetzen derselben war ihm eine Menge Thränen entflohen, die insoferne wahre Freudenthränen waren, als sie ihm für unverkennbare Beweise des vortreflichsten Herzens galten. Indessen ward, schon bei dieser Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängstlicher, je lebhafter in seiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Gesichts hervortraten; und als er sich endlich zusammennahm, um wirklich sein Wort an den Mann zu bringen, so gerieth das so äusserst übel, daß der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die ersten Worte der Anrede: „mein lieber“ — kamen so ziemlich heraus, und ein Mann von etwas schärferm Gehör, als Herr Stark, mögte sie haben verstehen können: dann aber gerieth der Redner plötzlich in so ein Stottern, Zittern und Erblassen, daß der Alte, der von den Ursachen dieser Erscheinung keinen Verdacht hatte, mit großer Beängstigung auffuhr, dem Sohne kräftigst unter die Arme griff, und durch sein Rufen um Hülfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieser Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er selbst einige dienliche Arzneien mit Allem, was zum Einnehmen nöthig war, herbeischaffte, und die unablässigen liebevollen Fragen: wie dem Sohne jetzt sey? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es diesem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur Ein Wort zu erwähnen. Lieber bestätigte er den Alten

in der Voraussetzung, daß eine Lieblingsspeise, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden, Zufalle Schuld sey, und ließ sich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäßigkeit war. — Da er wohl sah, daß es mit dem mündlichen Vortrage durchaus nicht gehen würde, so entschloß er sich nun, zu schreiben, und eb' er in den Wagen stiege, den Brief an Monsieur Schlicht, einen alten invaliden Handlungsdiener, der, nach geschwächtem Gesicht und Gedächtniß, in dem Hause des Herrn Stark eine Art von Haushofmeister vorstellte, sich zu allerhand kleinen Geschäften willigst gebrauchen ließ, und, trotz seines wunderlichen Wesens, das Vertrauen der Kinder, wie der Aeltern, in hohem Grade besaß, —

Ein anderer peinlicher Abschied, den Herr Stark unmöglich anders, als persönlich, nehmen konnte, weil ein schriftlicher, nach dem bisherigen engen Verhältnis, allzufalt würde geschienen haben, war der von der Wittwe.

Die gute Frau befand sich eben in einer sehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungestümer Gläubiger, der an das Englische Haus eine nicht unbeträchtliche Forderung hatte, bestand durchaus auf Befriedigung, und die Cassé hatte schon zu ansehnliche Zahlungen geleistet, um auch noch diese leisten zu können. Die Wittwe wußte, daß, wenn alle aussenstehenden sichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Forderungen völlig getilgt wären, ihr nur äußerst wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; sie wußte, daß auch dieses Wenige unausbleiblich verloren gehen, und zu dem Elende der Armuth noch die Schande eines öffentlichen

Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beispiel von nur Einem Glaubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverlust auf sie einzubrechen. Der natürlichste Weg, aus dieser Verlegenheit herauszukommen, war der, sich an ihren so dienstfertigen und zu Diensten dieser Art durch sein Ehrenwort sogar verpflichteten Freund zu wenden; es konnte kein Hindernis für sie seyn, daß die Entdeckung ihrer Noth in der That nur eine versteckte Bitte um thätigen Beistand war; denn niemand wußte so gut, als Herr Stark, daß bei den Vorschüssen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren stehe. Sie setzte sich also nieder, ihn um seinen freundschaftlichen Rath zu ersuchen; allein sie brachte kein Wort aufs Papier; ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang sie, von ihrem Schreibtische wieder aufzustehen. So ging es ein, so ging es mehrere Male. Endlich fiel natürlicher Weise die Aufmerksamkeit der Wittwe von ihrer duffern auf ihre innere Lage; sie befragte sich selbst wegen der Ursache eines Widerwillens, den wenigstens ihr Freund durch sein Betragen nicht verschuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit selbst gewesen. Sollte sie die Schuld etwa bloß in ihrer Bescheidenheit, in dem Gefühle suchen, daß es empfangene Freundschaftsdienste sehr schlecht erkennen heiße, wenn man so leichtsinnig bereit sey, immer neue zu fodern? Ihr inneres bess'res Bewußtseyn überzeugte sie, nicht zwar von der Falschheit, aber von der Unzulänglichkeit dieser Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geständnis genöthigt, welches ihr, so einsam sie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leisen, unwillkommenen Geständnis: daß sie ihren Freund mit etwas zärtlichen, als bloß freundschaftlichen Augen betrachte, und

Daß sie nur darum, weil sie ihn liebe, ihm so ungern in ihrer Blöße erscheine. Ihre nach Entschuldigung umherspähende Selbstliebe fand indessen den Grund dieser Leidenschaft — die sie zwar aufs äußerste bekämpfen zu müssen einsah — nicht allein verzeihlich, sondern selbst lobenswürdig: dankbare Empfindungen, und mehr noch für die ihren kleinen Waisen erwiesene Liebe und Achtung, als für alle ihr selbst erzeugte große, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verstrickt, das sich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt dahingegeben hatte.

Diese nur eben geendigte Selbstprüfung gab der Mine der Wittwe, als Herr Stark hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch sie einem Manne, der ihr ohnehin schon so sehr ergeben war, äußerst reizend erscheinen mußte. Er forschte nach der Ursache ihres kränklichen Aussehens und ihrer Blässe; sie schlug voll Verwirrung die Augen nieder: — Er bat, wenn sie irgend einen geheimen Kummer nähre, sich ihm mitzutheilen, und seine Dienste, falls er ihr nützlich seyn könne, nicht zu verschmähen; sie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Muth zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugehen: — Er gestand ihr die Absicht, worinn er komme, und daß er nicht lange mehr so glücklich seyn werde, ihr seine Dienste persönlich anzutragen; sie war sichtbar erschrocken, forschte nach den Ursachen eines so unerwarteten Entschlusses, bat ihn, wenn es irgend möglich sey, davon abzustehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit nassen Augen ihr Schicksal an, das sie, nach so mancherlei harten Prü-

funken, nun auch ihres besten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältnis mit ihrem Gläubiger, aus welchem sie nun durch Herrn Stark herausgerissen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei seinen jetzt eintretenden eignen Bedürfnissen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreistigkeit hatte, den größten Antheil an ihrer Wehmuth: Herr Stark indessen, der von jenem Verhältnis nicht im mindesten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundschaft setzen; und durch diesen Irrthum stieg seine eigene Rührung zu einem so hohen Grade, daß er, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, ein Lebewohl hervorzustammeln, und nach nur Einem, aber desto heisserm Kusse auf ihre Hand, sich eiligst von ihr losreißen mußte. Er segnete, indem er auf die Straße hinaustrat, die schon eingebrochne Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter seinem Tuche zu weinen. Dann erlauschte er vor dem väterlichen Hause den Augenblick, wo er ungesehen in sein Schlafzimmer ent schlüpfen konnte, warf sich, nur halb entkleidet, aufs Bette, und erleichterte sein gepreßtes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünschen, von mancherlei schmeichelhaften Hoffnungen bestürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rück Erinnerung an seine ausgestandenen Leiden, sie alle von sich zurückzuweisen, und dadurch eine Seelenstärke und Entschlossenheit an den Tag zu legen, wie er sie, nach der sonstigen Reichheit seines gar zu guten Charakters, in sich selbst kaum gesucht hatte. Er sprang auf, zog noch diesen Abend den ReiseCoffre aus seiner Kammer, öffnete Kasten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäsche

und Kleidungsstücken, um sie am folgenden Morgen beim Einpacken besser zur Hand zu haben.

Nein! sagte er, während dieser Arbeit, zu sich selbst; wer nicht die Kraft hat, sich fest und unwandelbar zu entschließen, der bleibt, was er zu bleiben werth ist: ein Sklave. — Ich habe angefangen; ich muß hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit andern versuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterschied zwischen einem Diener und einem Sohn ist! Mag er es doch erfahren und mich zurücksehnen! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn sonst keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich selbst? —

XIII.

So laß er's doch gut seyn! sagte der Alte zu Monsieur Schlicht, als ihm dieser in voller Bestürzung die auf dem Zimmer des Sohns gemachte Entdeckung mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus seines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn seine erste und festeste Stütze verlieren sollte. Er sah es in Gedanken schon von allen Seiten haufällig werden und in Trümmer zerfallen.

Hat nichts zu sagen, meynete der Alte, der sich hinsetzte, um für seinen Sohn einen offenen Wechsel zu schreiben.

Nichts zu sagen! erwiderte Schlicht, und war unentschlüssig, ob er über die Gleichgültigkeit des Alten mehr erstaunen oder sich ärgern sollte. — Nichts zu sagen, Herr Stark! So erwägen Sie doch — —

**PAGE NOT
AVAILABLE**

Das dich! rief hier der Alte; — da muß ich nun den Wechsel, der beinahe schon fertig war, wieder zerreißen, und einen andern anfangen. — Kann er denn keinen Augenblick schweigen? Ist ihm denn das Plaudern so zur andern Natur geworden? —

Monsieur Schlicht hatte das Eigne, daß er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn sie mit Beziehung auf ihn selbst gesagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne mißlaunigt und stöckisch zu werden. Er hatte, in jüngern Jahren, sich lange und viel in der Welt umhergetrieben, hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, seine Augen wie in die Tasche gesteckt, und wenn andre Leute sich Einsichten und Erfahrungen gesammelt hatten, so hatt' er's wohl auch. Ein solcher Mann, meynete er, mußte Freiheit zu reden haben, oder es hätte sie niemand, und alle Welt mußte schweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr Stark ihm ernstlich befahl, zu warten, und ihn dann zu seinem Sohn zu begleiten, wenn sich etwa noch dieses oder jenes zu veranstalten fände. —

Die übrige Familie, die Monsieur Schlicht schon etwas früher, als den Vater, von seiner Entdeckung benachrichtiget hatte, war eben in vollem fruchtlosen Kampf mit dem Sohn begriffen, als Herr Stark, in Begleitung des alten Handlungsdieners, hereintrat. Seine Erscheinung auf einem so abgelegenen Zimmer, das er gewiß seit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuß mehr betreten hatte, setzte Alle in die größte Erwartung, und den Sohn in eine sichtbare Verwirrung. So gut es indessen in der Geschwindigkeit möglich war,

raffte sich dieser zusammen, um den Vorwürfen oder Vorstellungen des Vaters, und wenn er die letztere auch noch so kräftig mit dem vollen Beutel in seiner linken Hand unterstützen sollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. —

Das sind viel Sachen, Monsieur Schlicht, sagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf, und ich sehe hier nichts, als den einzigen kleinen Coffre. Da gehn sie ja nimmer hinein.

So bleiben sie heraus, murmelte Schlicht, ohne daß es der Alte hörte; warum ist er nicht größer?

Wäre denn sonst keiner da? denn in diesen hier bringt er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsstücken. Das könnt' er, dächt' ich, mit halben Augen sehen.

Ach, ich — mit meinen Augen, Herr Stark — ich sehe nur mein Leiden an der Geschichte.

Warum denn aber? — Sey er nicht wunderbar, Freund! Geb' er mir Auskunft!

Der alte Mantelsack mag noch da seyn, den Sie vor etwa dreißig oder vierzig Jahren auf Ihren Reisen brauchten. Er war ja schon damals in lauter Fezen.

Der Alte konnte sich kaum enthalten, zu lachen. — Ich weiß nicht, wie er mir manchmal vorkommt, Monsieur Schlicht. Solche feine und kostbare Kleidungsstücke — denn er sieht ja wohl, daß das ein Garderobue ist, die für keine tausend Thaler geschafft worden; — die will er in den schmutzigen alten Mantelsack schnüren.

Ich nicht, Herr Stark. Ich will sie weder packen noch schnüren.

Noch einmal: Sey er nicht wunderbarlich, Freund! Streck' er Geld ein, und geh er zu dem Manne gegen der Börse über! Der hat Coffres, den ganzen Laden voll, von allerhand Größe und allerhand Art: da such' er sich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird er sich vorzusehn haben. — Am besten, er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaise das Maas.

An welcher Chaise? —

Der Alte sah ihn einen Augenblick an, und schüttelte mit dem Kopfe. — An der zerbrochnen nun doch wohl nicht? denn von der ist ja nichts als der Kasten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reise von vorigem Sommer kauften.

Recht! — Ich schenke sie meinem Sohne; denn mir steht sie da nur im Wege: mit meinen Reisen ist's aus. — Und, Monsieur Schlicht — daß er mir das ja nicht vergift! — Laß er doch vorher erst recht nachsehen, ob auch noch Alles in haltbarem Stande ist; Räder und Eisenwerk, Käder und Achse. Nichts so ärgerlich, als wenn man unterwegs mit seinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth! — Die Chaise, fuhr er mit einem unwilligen, verweisenden Tone fort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, in der Trockniß gestanden. — Woran ich selbst nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, sie wär' in tausend Trümmern, brummte

Schlicht vor sich hin, und verlief das Zimmer, um das Befohlene entweder auszurichten, oder auch nicht auszurichten — wie es ihm gut dünken würde.

Der Alte sah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — Wie schwach einen doch manchmal das Alter macht! sagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche Schlicht ist meinem Sohne so herzlich, so herzlich ergeben, daß er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde unkommen, als auswärts sein größtes Glück machen sehen. — Nein, Gottlob! da bin ich fest'rer Natur. — Es ist freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um sich zu haben! aber wenn das einmal nicht seyn kann — —

Und warum nicht? Warum kann das nicht seyn? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte. —

Aus mehr, als aus einer Ursache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt ich.

Alle! — Es sind ja keine Geheimnisse.

Nun? —

Zuerst schon deswegen nicht: weil ich und er, wenn wir länger zusammenblieben, uns einander das bißchen Leben nur schwer machen würden.

Das sey Gott geklagt! Und die Schuld? —

Die ist mein. Das versteht sich. — Ferner deswegen nicht, weil ich so oft ihm vorgeworfen, daß es ihm an Entschluß und Unternehmungsgeist fehle, und weil es feltjam herauskommen würde, wenn ich gerade beim

ersten Beweise vom Gegentheil — wie nun dieser auch immer seyn mag — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptsächlich deswegen nicht: weil die Errichtung eines neuen Handlungshauses und der dazu nöthige Vorschuß ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich sie ihm hier, mit allem meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er soll mir jetzt eine ganz andere Denkungsart annehmen; soll mir jetzt ganz so werden, wie ich ihn immer wünschte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas gesunkenem Tone fort; deine Geschäfte? —

Für die, Mutter, hab ich zu sorgen, nicht du. Wer sie so lange gut zu führen gewußt hat, wird's auch jetzt wohl noch wissen. — Denke du lieber an das, was dir noch wird zu besorgen bleiben.

Mir? — Und was ist das?

Du wirst ihn doch nicht so trocken entlassen wollen? wirst ihm doch einen Abschiedsschmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter ansah — und euer ganzer kleiner Anhang, versteht sich. — Er lächelte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen sie hin. — Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt seyn.

Vergnügt? Recht von Herzen? seufzte die Mutter. — Wirst du das können?

Warum nicht? Was in der Welt soll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, ist so nahe. Wir dürfen nur anspannen lassen, wenn uns künftig das Herz zu

groß wird, dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach America, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es ist genug. — — Du hörst, fuhr er dann fort, indem er sich mit gutigem Ernst gegen den Sohn herumwandte, daß ich von deinen Absichten weiß, und daß ich sie, nach Lage der Umstände, wie diese nun einmal sind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reise! — An deine Stelle hier kann der erste Buchhalter treten, Monsieur Burg; den kennst du selbst, als einen gewandten, thätigen, rechtschaffnen Mann, und ich, so alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachsehen zu können. Für meine Handlung also Sorge nur nicht; aber wie es mit deiner gehn wird? — Aller Anfang, sagt man, ist schwer, und was du dir selbst, bei so mancherlei Nebenausgaben, erübriget haben kannst, mag dich eben nicht drücken. — Da! indem er den ziemlich schweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte gestützt hatte, auf den Tragkasten unter den Spiegel setzte — eine kleine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste! Ich hob sie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo sie dir eben gelegen käme; und diese, denk' ich, ist jetzt. — Aber, da es dir doch noch fehlen, und dieser oder jener, wegen unsrer unvermutheten Trennung, bedenklich werden und dir sein Zutrauen versagen mögte; so ist hier noch ein offner Wechsel, der hoffentlich allen Bedürfnissen abhelfen und alles Mißtrauen entfernen wird.

Der Alte schwieg, und schien einen Augenblick auf die schuldige Dankagung des Sohns zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine steife, ungeschickte Verbeugung. — Ich sehe wohl, sagte er dann, daß ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worinn man sich eben darum so ungern stöhren läßt, weil man sie so ungern anfängt. — Ich will dich jetzt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig bist, sprechen wir einander schon weiter. —

XIV.

Die Verbündeten sahen dem Alten, als er das Zimmer verließ, mit sehr verschiedenen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Aergers und Jammers, daß er dem Sohne, den er sollte zu halten suchen, selbst das Fortgehen erleichterte; die Tochter voll Empfindlichkeit und Beschämung, daß sie mit dem guten Worte, welches ihr versprochen und in gewisser Absicht freilich gehalten worden, so schlau hinter das Licht geführt war; und der Doctor voll stiller Bewunderung des scharfen, richtigen Blicks, womit der Vater den Charakter seines Sohns mußte gewürdigt haben. So, wie man diesen nur ansah, entdeckte man sogleich sein ganzes Inneres in seinem Aeußern. Das Licht der Augen, die bedeutungslos vor sich hinstarrten, schien bis auf den letzten Funken verlöscht; aus den Gesichtsmuskeln war alle Festigkeit, alle Spannung verschwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten so schlaff und weif, wie die Zweige einer Zitterespe, herunter.

Erst, als Mutter und Schwester zu ihm hintraten,

um ihre Theilnahme an seiner Entlassung zu bezeugen, kam auf einmal in die todte, Seelenlose Gestalt wieder Leben; er bat sie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter sich ausgestreckter verwandter Hand, daß sie, wenn sie noch einige Bärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlassen mögten. Diese Bitte ward von dem Doctor, der selbst voranging, mit Wink und Blick unterstützt; er urtheilte, daß der Schwager noch ein wenig mehr beschämt, als gekränkt sey, und Scham, glaubte er, sey eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigsten die mitleidigen, liebe. —

Wirklich war die Art, wie sich der Alte benommen hatte, eben weil sie so äußerst nachgebend und sanft schien, für die Eitelkeit des Sohns sehr verwirrend. So wenig auch dieser die Absicht gehegt hatte, seinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er bekanntlich zu gut und zu fromm; — so lag es doch leider! in der Natur der Sache, daß der Alte für so manche Kränkungen, die er erwiesen, jetzt an seinem Theil eine empfinden mußte; und da hätte es der Anstand nun wohl erfordert, daß er sich diese Kränkung auch ein wenig hätte merken lassen. So ohne die mindesten Schwierigkeiten und ohne eine Spur von Mißmuth und Kummer in den Abgang des Sohnes einwilligen, hieß von den Verdiensten desselben um die Handlung sehr herabwürdigend denken, und gegen seine Unentbehrlichkeit, die doch so vollgültig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten Schlichts bestätigt war, sehr beleidigende Zweifel äußern. Noch mehr mußte es schmerzen, daß der Alte, durch sein Betragen eine heimlichgenährte sichere Hofnung des Sohns, die zwar dieser durchaus nicht anerkennen wollte, geradehin für eitelf

und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal festgesetzt, ließ es sich nemlich voraussehn, daß der Alte sich alle ersinnliche Mühe geben würde, ihn zurück zu erhalten: und da hätte dann jener, nach seinem so vorzüglich guten Charakter, sich gewiß am Ende bewegen lassen, über alles Vergangne einen Schleier zu werfen, und auf gute vortheilhafte Bedingungen wieder an seinen alten Platz zu treten. Jetzt, da sich einmal der Alte so ganz anders erklärt hatte, war bei seiner störrischen Sinnesart nichts gewisser, als daß er sich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, sondern, wenn Noth an Mann ginge, lieber seine Geschäfte äusserst zusammenziehen, als das geringste gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und so stand denn dieser mit seiner Wahl zwischen den zwei gleich unangenehmen Entschlüssen: entweder Reue zu zeigen, und das Joch, das er hatte abschütteln wollen, ganz geduldig wieder auf seinen Nacken zu nehmen, oder auch den unglücklichen Vorsatz zur Abreise ins Wert zu setzen, ohne daß er davon irgend einen der geahneten Vortheile hätte. Er bereute es jetzt zu spät, daß er sich das prophetische Herzklopfen bei dem versuchten Abschiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen lassen.

Was ihm diese Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umstand: daß seine Gesinnungen in Betreff der Wittwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenstanden, hatten die meisten, durch das längere und öftere Betrachten, wie das so oft zu geschehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit schon verloren, und vollends seit gestern, wo sich die Wittwe so äusserst liebenswürdig gezeigt hatte, waren sie fast gänzlich verschwunden. Ueber

den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der dessen selbst genug hatte, hinwegsehn; die Kinder, da sie Ebenbilder einer so liebreizenden Mutter waren, schienen eher eine angenehme, als eine beschwerliche Zugabe; und das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läßt kein Kluger sich irren. Es blieb also von allen Steinen des Anstosses nur der größte, der zu fürchtende Widerspruch des Vaters, übrig: und diesen wegzuräumen, war wohl schwerlich ein besseres Mittel, als daß man die Verbindung mit Madame Lnf zum ersten und wesentlichsten Vergleichspuncte bei der gehofften triumphirenden Wiederkehr machte. Statt also, wie es der anfängliche Wunsch des Herrn Stark gewesen war, seiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jetzt dieser Liebe vielmehr entgegenzueilen; es war nichts, als eine der Selbsttäuschungen, denen der junge Mann so sehr unterworfen war, wenn er sich am vorigen Abende zu einem so herrlichen Siege seiner Vernunft über seine Schwachheit Glück wünschte; denn gar nicht die Vernunft, sondern die Schwachheit, hatte gesiegt, und in dem Entschlusse zur Trennung hatte die Hofnung der Vereinigung versteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abschieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daß sein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns gesichert seyn mögte; wenigstens, wie es jetzt leider! am Tage lag, wäre so ein Gedanke eben nicht unvernünftig gewesen. — —

Der Doctor, der die Gemüthslage des Herrn Stark, bis auf den Punct von der Wittwe, durch und durch sah, kam jetzt in der Absicht zurück, ihm mit seinem guten Rathe zu dienen. — Es wandelte ihn einige Berach-

tung an, als er den Schwager, in armselig zusammengedrückter Gestalt, auf dem zugeworfnen Cofre sitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff, und mit der andern das schwere, Sorgenvolle Haupt unterstützte. Er sah wohl, daß so einem Manne sich der Rath unmöglich geben ließe, den er sich selbst, unter ähnlichen Umständen, ganz gewiß würde gegeben haben; nehmlich: einen Entwurf, mit dem es einmal so weit gediehen, trotz allen Unannehmlichkeiten lieber durchzusetzen, als schimpflicher Weise davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, sey nichts anders zu thun, als daß er irgend eine erträgliche Wendung ausspürte, womit er sich dem Vater, ohne zu große Beschämung, wieder anbieten könnte; und diese Wendung schien ihm durch die großmüthigen Geschenke des Vaters, gleichsam absichtlich, vorbereitet. Es war natürlich, daß das Herz des Sohnes davon lebhaft gerührt worden, und eben so natürlich, daß diese Rührung das Verlangen erzeugen mußte, einen so edelgedenkenden Vater lieber nie verlassen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpuncte willfahrte und sich geneigt zu einer Heurath erklärte; so ließ sich erwarten, daß dieser mit Freuden einschlagen, und daß er dem Sohne wohl gar seine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalt der Geldgeschäfte, völlig abtreten würde.

Herr Stark hörte diesen Entwurf, den ihm der Doctor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelassenheit an; nur bei dem Worte Heurath stieß er auf einmal einen so mächtigen, so tief aus dem Herzen geschöpften Seufzer aus, daß der Doctor sogleich einen neuen Sorgenstein

argwöhnte, der härter, als alle übrigen, drücken müsse. Er ließ jetzt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madame Lnf und ihrer Liebenswürdigkeit fließen: — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung; Herr Stark riß sich vom Coffre, stob in ein Fenster, und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit seinem Herzen schon müsse gediehen seyn. Jetzt ward nun guter Rath etwas theurer, und der Knoten verwickelte sich allzusehr, als daß der Doctor auf der Stelle gewußt hätte, wie er ihn lösen sollte. Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel, daß er sich, als Bruder und Arzt, für die Gesundheit des Schwagers besorgt stellte, ihn um seine Hand bat, und in seinem Pulse fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr Stark, als ob er schon sehnlich auf einen Vorwand, seine Reise aufzuschieben, gewartet hätte, ergriff dieses Wort des Doctors mit vielem Eifer; er ließ sogleich einen kleinen freiwilligen Frost über sich hinschauern, setzte sich, wie ermattet, nieder, und versicherte, daß er wirklich seit einigen Tagen etwas Fieberhaftes bei sich verspüre. Der Doctor verschrieb ihm nun Arzneien, die weder helfen noch schaden konnten, und Herr Stark fing an, eines Flußfieberchens wegen, worüber die Familie sich nicht sonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

II

Der rauschende Strom.

Wollt ihr den Strom der Rede, die weil er rauschet, vertrocknen?
 Laßt ihn. Wenn er nur rauscht, ist er am wenigsten tief.

III

P a l l a s = A t h e n e
von Proklus. *

Höre mich, Tochter Zeus, die aus dem Haupte
des Vaters,
Wie aus dem lebenden Quell entsprang, der un-
endlichen Kette

* Ein vor wenigen Jahren zu Madrid gefundener Hymnus, den Triarte zuerst und Tychsen verbessert herausgegeben. Ein Commentar zu ihm steht im zweiten Stück der Göttingischen Bibliothek der alten Literatur und Kunst. Die friedliche Göttinn der Weisheit, die Erfinderinn der Künste, Athene-Polymetis wird hier besungen; und dabei aus der alten Mythologie mehrere Fabeln zu diesem Zweck gedeutet. Insonderheit wird ihr Sieg über den stürmischen Neptun, der Delbaum, den sie der Mutter aller Künste, Athen, schenkte, und ihr hoher Sitz in der Burg zu Athen so anständig und lokal gepriesen, daß man diesen Hymnus ein Tempelgeschenk fürs Parthenon, den großen Minerventempel dieser Stadt, nennen könnte. Da der Gesang von Proklus, mithin aus späten Zeiten: so wird man in ihm die fröhliche Einfachheit der Homerischen Hymnen nicht erwarten. Er ist gelehrt, orpheisch, theurgisch.

Unser Leben mit vielfach-blühenden Künften ge-
 schmückt hat.
 Auf dem Gipfel Athens, in Akropolis, steht
 dein Tempel,
 Sinnbild deiner Höh' in der großen Kette der
 Wesen.

Liebend das heldenernährende Land, die Mut-
 ter der Schriften
 Widerstandest du kühn Poseidons wildem Ver-
 langen,
 Und gabst deinen Namen der Stadt und weise
 Gemüther.
 Dieses Sieges ein herrliches Zeichen den später
 gebornen,
 Pflanzetest du hoch auf des Berges Gipfel den
 Delbaum;
 Indes tausend Wellen des Meers von Posei-
 don erregt,
 Aufs Aekropische Land mit wildem Gebrause
 sich stürzten.
 Höre mich, du, deren Antlitz ein reines fried-
 liches Licht strahlt,
 Gib der Seele das Licht von deinen heiligen
 Lehren,
 Gib ihr Weisheit und Liebe. Die Liebe stärke
 mit Kräften,
 Daß sie vom Schooß der Erde sich schwinde zum
 Sitz des Vaters.

Bin ich aber bestrickt auf böser Irre des
 Lebens:

IV

E l e g i e.

Sey mir begrüßt mein Berg mit dem röthlich
 stralenden Gipfel,
 Sey mir Sonne begrüßt, die ihn so lieb-
 lich bescheint,
 Dich auch grüß ich lachende Flur, euch säu-
 selnde Linden,
 Und den fröhlichen Chor, der auf den Nesten
 sich wiegt,
 Ruhige Bläue dich auch, die unermesslich sich
 ausgießt
 Um das braune Gebirg, über den grünen-
 den Wald,
 Auch um mich, der endlich entflohen des Zim-
 mers Gefängnis
 Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet
 zu dir,
 Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich
 erquickend,
 Und den durstigen Blick labt das energische
 Licht,
 Kräftig brennen auf blühender Au die wechseln-
 den Farben,
 Aber der reizende Streit löset in Wohl laut
 sich auf,

Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt
 mich die Wiese,
 Durch ihr freundliches Grün schlingt sich
 der ländliche Pfad,
 Um mich summen geschäftige Bienen, mit zwei-
 felndem Flügel
 Wiegt der Schmetterling sich über dem rötth-
 lichten Klee,
 Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden,
 und zeichnet
 Einen farbigen Weg weit in den Himmel
 hinauf,
 Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still lie-
 gen die Beste,
 Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer
 Luft.
 Doch jetzt brausts aus dem nahen Gebüsch, tief
 neigen der Erlen
 Kronen sich, und im Wind wogt das ver-
 silberte Gras,
 Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende
 Kühlung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Bu-
 chen mich ein,
 In des Waldes Geheimniß entsieht mir auf
 einmal die Landschaft,
 Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend
 empor.
 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges
 Gitter
 Sparsames Licht, und es blickt lachend das
 Blaue herein.

Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene
 Wald giebt
 Ueberraschend des Tags blendendem Glanz
 mich zurück.
 Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die
 Ferne,
 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte
 die Welt.
 Tief an des Berges Fuß, der gählings unter
 mir abstürzt,
 Wallet des grünlichten Stroms fließender Spie-
 gel vorbey.
 Unter mir seh ich endlos den Aether und über
 mir endlos,
 Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit
 Schauern hinab,
 Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen
 Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wan-
 drer dahin.
 Lachend ziehen an mir die reichen Ufer vor-
 über,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das pran-
 gende Thal,
 Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum
 scheiden,
 In den Teppich der Flur hat sie Demeter
 gewirkt,
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen-
 erhaltenden Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt ziehend die
 Liebe verschwand,

Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die ge-
 regelten Felder
 Fests verschlungen vom Wald, jetzt an den
 Bergen hinauf
 Kimmend, ein schimmernder Streif, die Länder
 verknüpfende Straße,
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße
 dahin,
 Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten
 Gefilde,
 Und den Wiederhall weckt einsam des Hir-
 ten Gesang,
 Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Ge-
 büschen verschwinden
 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie
 gäh dort herab,
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem
 Acker zusammen,
 Seine Felder umruhn friedlich sein ländli-
 ches Dach,
 Traulich rankt sich der Weinstock empor an dem
 niedrigen Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die
 Hütte der Baum,
 Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur
 Freiheit erwachet,
 Theilst du mit deiner Flur fröhlich das
 enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger
 Kreislauf,
 Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Le-
 ben sich ab:

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen
 Anblick? Ein fremder
 Geist verbreitet sich schnell über die frem-
 dere Flur!
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend
 sich mischte,
 Und das gleiche nur ist's, was an das
 Gleiche sich reht.
 Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Ge-
 schlechter
 Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und
 prächtig daher,
 Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne
 Staude,
 Leht nur dem Ganzen, empfängt nur von
 dem Ganzen den Reiz.
 Regel wird alles und alles wird Wahl und
 alles Bedeutung,
 Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir
 an,
 Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kup-
 peln,
 Aus dem felsigten Kern hebt sich die thür-
 mende Stadt.
 In die Bildniß hinaus sind des Waldes Fau-
 nen verstoßen,
 Aber die Andacht leht höheres Leben dem
 Stein.
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen.
 Enger wird um ihn
 Keger erwacht, es umwälzt rascher sich in
 ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die
 eifernden Kräfte,
 Großes wirkt ihr Streit, größeres wirkt
 ihr Bund.
 Tausend Hände belebt Ein Geist, in tausend
 Brüsten
 Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein
 einziges Herz,
 Schlägt für das Vaterland und glüht für der
 Ahnen Gesetze,
 Hier auf dem theuren Grund ruht ihr ver-
 ehrtes Gebein.
 Von dem Himmel steigen die seligen Götter,
 und nehmen
 In dem geweyhten Bezirk festliche Wohnun-
 gen ein,
 Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres
 vor allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den
 Anker herben,
 Bacchus die Traube, Minerva des Delbaums
 grünende Reiser,
 Auch das kriegerische Ross führet Poseidon
 heran,
 Mutter Cybele spannt von des Wagens Deichsel
 die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bür-
 gerinn ein.
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler
 der Menschheit,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Wahr-
 heit und Kunst,

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen
Thoren,

Helden stürzten zum Kampf für die Venas-
ten heraus.

Auf den Mauern erschienen, den Säugling im
Arme, die Mütter,
Blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne
verschleng,

Betend stürzten sie dann vor der Götter Altä-
ren sich nieder,

Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um
Rückkehr für euch.

Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm
kam zurücke,

Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende
Stein:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, gieb Kunde
dorten, du habest

„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz
es befahl“

Ruhet sanft ihr Theuren! Von eurem Blute
begossen

Grünet der Delbaum, es keimt lustig die
köstliche Saat.

Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das
frene Gewerbe,

Aus dem Schilse des Stroms winket der
bläulichte Gott.

Zischend fliegt in den Baum die Art, es er-
seufzt die Dryade,

Hoch von des Berges Haupt stürzt sich
die donnernde Last.

Aus dem Bruche wiegt sich der Fels, vom
 Hebel besüßelt,
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der
 Bergmann hinab.
 Muleibers Ambos ertönt von dem Taft geschwun-
 gener Hämmer,
 Unter der nervigten Faust sprühen die Fun-
 ken des Stahls,
 Glänzend umwindet der goldene Lein die tan-
 zende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns fauset das
 webende Schiff,
 Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es war-
 ten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den
 heimischen Fleiß,
 Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Ga-
 ben der Ferne,
 Hoch von dem thürmenden Mast wehet der
 festliche Kranz.
 Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben die
 Krabne, die Märkte,
 Seltsamer Sprachen Gewirr braußt in das
 wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde
 der Kaufmann,
 Was dem glühenden Stral Afrikas Boden
 gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äußerste Thule
 bereitet,
 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amathea
 das Horn.

Ihren Schleyer zerreißt die Schaam, Asträa die
 Binde,
 Und der freche Gelust spottet der Nemesis
 Zaum,
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe
 Geheimniß
 Drängt sich der Sykophant, reißt von dem
 Freunde den Freund,
 Auf die Unschuld schielt der Verrath mit ver-
 schlingendem Blicke,
 Mit vergiftendem Biß tödtet des Lasterers
 Zahn.
 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke,
 die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttliches Vorrecht
 hinweg,
 Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt
 hat sie alle
 Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne
 entehrt,
 Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude
 erfindet,
 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Ver-
 stummen sich kund,
 Leben wohnst du noch immer zu sehn, dich
 täuschen die Züge,
 Hohl ist die Schaale, der Geist ist aus
 dem Leichnam geflohn.
 Auf der Tribune prahlet das Recht, in der
 Hütte die Eintracht,
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige
 Thron,

Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie
 dauern
 Mag der Sitten, des Staats fernlose Hül-
 fe bestehn,
 Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen
 Händen
 An das hohle Gebäu rühret die Noth und
 die Zeit,
 Bis, verlassen zugleich von dem Führer von
 aussen und innen,
 Von der Gefühle Geleit, von der Erkennt-
 nisse Licht,
 Eine Engerin, die das eiserne Gitter durchbro-
 chen,
 Und des numidischen Walds plötzlich und
 schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des
 Elends die Menschheit,
 Und in der Asche der Stadt sucht die ver-
 lorne Natur.
 O so öfnet euch Mauren, und gebt den Ge-
 fangenen ledig,
 In der verlassenen Flur kehrt er gerettet
 zurück!
 Weit von dem Menschen siche der Mensch! Dem
 Sohn der Veränderung
 Darf der Veränderung Sohn nimmer und
 nimmer sich nahen,
 Nimmer der Freye den Freyen zum bildenden
 Führer sich nehmen,
 Nur was in ruhiger Form sicher und ewig
 besteht.

Keiner von deinem reinen Altare nehm ich mein
Leben,

Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend
zurück!

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die
Regel, in ewig
Wiederhobler Gestalt wälzen die Thaten sich
um.

Aber jugendlich immer, in immer veränderter
Schöne

Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte
Gesetz,

Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen
dem Manne,

Was dir das gaukelnde Kind, was dir der
Jüngling vertraut,

Wiegest auf gleichem Mutterchoose die wechselnden
Alter;

Unter demselben Blau, über dem nehmlichen
Grün

Wandeln die nahen und wandeln vereint die
fernen Geschlechter,

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt
auch uns.

V

Homer und Ossian.

Das grosse Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsend zu machen, ihnen Fülle, Blüthe, endlich auch Frucht in andern Hervorbringungen zu gewähren, dies Geschäft bildet eine goldene Kette menschlicher Geister. Wo irgend ein Name aus der Vergangenheit hervorblickt, der auf einen Punct der Vollkommenheit traf, an den besten sich früher oder später die Namen derer, die sein Werk forttrieben. Vielleicht erlöschen diese Namen; aber das Werk, der Name des Anführers bleibt; ihre Bemühung selbst theilte Jenem neuen Glanz mit. Wer da hat, dem wird gegeben; die gesammte Nachwelt arbeitet sodann in des grossen Meisters Schule.

Im Orient sind die Namen Salomons, Loockmanns u. a. bekannt. Was an Natur- an Spruch- und Fabelweisheit späterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet; es hieß Loockmannische, Salomonische Weisheit. So hießen die spätesten Psalmen immer noch Davidische Psalmen; durch ganz Morgenland ist Alexander als Zerstörer, Solimann als Erbauer alles Grossen und Prächtigen berühmt; sie gelten als fortlebende Monarchen im Reich

der Zeiten. — Bei den Griechen nicht anders. An Homer, Hesiod, Aesop, Anakreon, Sappho, Theognis u. f. reihte sich, was sich an sie reihen konnte; Namenlos traten spätere Krieger in die Glieder dieser alten Feldherrn; und die neuere Kritik wendet oft fast vergebliche Mühe an, bei diesem und jenem Werk Urheber und Zeiten zu sondern. Pythagoras und Plato lebten nach Christi Geburt zum zweitenmal in philosophischen Schulen auf; ihnen ward zugeschrieben, woran sie hie und da schwerlich gedacht hatten; ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.

Sollte es mit Ossian anders seyn? Wir wollen nicht behaupten; sondern auch bei ihm, wie bei Homer, dem Gang der Zeit, wie sie uns ihn offenbarte, folgen.

I.

Viele Leser werden sich erinnern, was für ein süßes Staunen die Erscheinung Ossians in den Jahren 1761 bis 1765 gewährte. Zuerst traten kleine Gesänge als Fragmente hervor, und vielleicht sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt, in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben. In kleinen romantischen Erzählungen wurden wir mit Schilrick und Binvela, mit Connal und Crimora, mit Nonnan und Rivina, mit Fingal, Ossian, Oscar, Minona bekannt; wir hörten die Gesänge Selma's; Comala erschien; Carthon, der Tod Euchulins, Berrathon, Karriethura. * Allenthalben

* Uebersetzt erschienen diese einzelne Gedichte unter dem Titel:

sahen wir Scenen der Unschuld, der Freundschaft, der väterlichen, kindlichen, der Bruder- und Schwesterliebe, und hörten von der Wehmuth getrennter Liebenden und Gatten die rührendsten Töne. Offenbar trug die abgerigene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe Einfachheit, und wenn ich so sagen darf, ihr niedrer Himmel, ihre schmale Einfassung zu dem Eindruck bei, den sie auf alle, insonderheit jugendliche Seelen machten. Wie aus der Ferne, aus einer Höle, über das Meer, vom Thal oder von Gebürgen der Nebelinsel her, hörte man süsse Stimmen und sah wie im Traume die engbeschränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edlen und Geliebten.

Fingal erschien; bald auch, nebst andern Gedichten, Temora. Sie wurden als Epopeen angekündigt, die mit Homer wetteifern, und ihn wohl gar übertreffen sollten. Dahin zielte in mehreren Anmerkungen Mac-Pherson selbst, Ossians unsterblicher Herausgeber; dahin Hugh Blairs kritische Abhandlungen; * noch mehr Cesarotti's Anmerkungen zu seiner Italiänischen Uebersetzung dieser Gedichte. Dem zu Folge sang Denis in wohlklingenden homerischen Hexametern, mit lyrischen Sylbenmaassen untermischt, sie den Deutschen vor, und

Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst. Hamb. 1764. Auch Fingal, ein Helbengedicht nebst verschiednen andern Gedichten Ossians. Hamb. 1764.

* Uebersetzt von Denis im dritten Bande seines Ossians; so wie auch durch die ganze Sammlung hin Cesarotti's Mac-Pherson's Noten.

gab ihnen dadurch noch mehr das Ansehen eines einformig = fortgehenden Ganzen. Mehrere Uebersetzungen in Prose folgten. Zugleich aber erschienen auch Einwendungen und Zweifel, die von sehr verschiedner Art waren. *

Die Irländischen Zweifel dünkten mir vom wenigsten Belange. Irland nämlich, (Erin) wollte sich Fingal und Ossian landsmännisch zueignen; es reclamirte den Sänger, wie den Helden. Fingal sollte Fion oder Fin, König in Leinster, Ossian soll Disin, der Sohn Fions gewesen seyn, u. f. ** Auf alle dies, dünkt mich, kann man kurz antworten: „beweiset, daß er es gewesen. Bringt irländische Gesänge, schönere Gesänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben.“ Sei Fingal in der Geschichte, wer er wolle; in Ossians Gedichten ist er nicht Fion oder Fin in Leinster mehr, sondern Fingal, der König der Menschen, Anführer der Helden. Der Gesang hat ihn auf seine Fittige genommen, und über die Sterblichen erhöht. Würden Achill, und Ajax, Ulysses, Penelope, Agamemnon sich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube schwerlich; so wenig sah König Artus, Carl der grosse, Gottfried von

* Ein vollständiges Verzeichniß dessen, was über Ossian geskritten und geschrieben worden, liegt auffer meinem Wege; wahrscheinlich ist es auch von andern schon geliefert worden.

** Eine Abhandlung hierüber ist in den Unterhaltungen (Hamburg 1766. B. I. S. 329. u. f.) übersetzt worden; gut, daß wir mit mehreren dergleichen verschont geblieben.

Jerusalem, oder die Helden Ariosts in den Gesängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch eine Verwandlung wurden sie epische Helden. Die Sage hatte sie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Gestalt zwischen Himmel und Erde gewachsen. Der Sänger nahm sie auf und verewigte sie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Gestalt wären sie keine Geschöpfe für ihn gewesen. Fingal, Ossian, Oskar sind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortsingenden Zeit.

Was sollen überhaupt in dieser Sache geographisch-historisch-chronologische Rivalitäten? Ossians Gedichte gehören dem ganzen Galischen Völkerstamm, ja jedem zu, der seine Ursprache versteht, oder Ossian zu schätzen weiß; er lebe dies- oder jenseit des Meeres. Zwar auch die Griechen stritten unter einander, wem Homer zugehöre? und es wetteiferten hiebei mehr als sieben Städte und Länder. Nicht aber thaten sie es in der Absicht, daß sie dadurch Homers Gesänge, wie man sie hatte, verunglimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechselungen sangen Alle Einen Homer. Und so mögen denn auch Schotten und Irländer Einen Ossian so lange lesen und an Einen Fingal so lange glauben, bis Irland aus seinen Mitteln uns einen zarteren Ossian, einen edleren Fingal hervorruft, als ihn Mac-Pherson darstellte. Sodann wollen wir der romantischen Sage dankbar seyn, die sich in zweien Mundarten zwar verschieden, in jeder aber vortreflich erhalten. Bisher ist von Irischen Gedichten nichts bekannt, das an die Schottischen reiche.

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die Aechtheit des Mac-Phersonischen Ossians machte; und es ist zu verwundern, daß man ihn, der fecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch so unbefriedigend aufgelöst hat. Mac-Pherson konnte dies am leichtesten thun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden schlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: „woher Er jedes Stück habe? in welcher Gestalt er es empfangen? und was daran sein sei?“ Der Urtext dieser Gesänge in ihrer brüchigen Form, mit den Sylbenmaassen und Gesangsweisen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechslung mehrere Verehrer Ossians rühmen, wäre, ohne alle kritische Noten, ein Erweis der Wahrheit für West und Nachwelt gewesen, gegen welchen kein Britte, kein Johnson einen Laut hätte thun mögen. Meines Wissens ist dies nicht geschehen; und daß es nicht geschehen ist, daß es von Mac-Pherson nicht selbst geschah; freilich dies vermehrte den Zweifel. Seid ihr denn so arm, ihr Schotten, daß ihr Euern Homer, den Ihr über den Griechen preiset, nicht in der Ursprache, ganz wie ihr ihn habt, wie er bei Euch noch gesungen wird, mit Melodien und Sprach-Erläuterungen ans Licht stellen, ihn dadurch vom Abgrund der Vergessenheit, dem er so nah ist, retten, ihn auf einmal der Unsterblichkeit vergewissern, und eurer Sprache dadurch selbst die Unsterblichkeit, und zwar die edelste, classische Unsterblichkeit sichern könnt? Oder erwartet Ihr ein schöneres Product in ihr, als Ossian? Oder glaubt ihr, daß man diese Gesänge immerhin fortsingen werde? Oder bildet ihr

ench ein, daß man bei Euren Behauptungen von der unaussprechlichen Schönheit dieser Gedichte in der Ursprache, und ihrem entzückenden Reiz in den Gesangweisen, ohne Proben, etwas denke? Verlangen und am Ende Ueberdruß erwecken dergleichen unkräftige Anpreisungen; Proben, Proben allein geben Sicherheit und Belehrung. *

* Von ächten Melodieen zu Ossian hat mir das Glück bisher noch nichts zugeführt. Von einer ächten Ausgabe Ossians im Erischen ist mir auch nichts bewußt; das Specimen aus dem 7. Buch der Temora konnte nichts entscheiden. Woher hätte es Mac-Pherson? Ist alles, wie es gedruckt ist, gefunden? Ist's aus lebendigen Gesängen genommen oder aus Handschriften? Stimmen die Handschriften unter einander? stimmt jede derselben mit dem lebendigen Gesänge? Aus welcher Zeit ist die Diction des Gesanges und der Handschriften? Untersuchungen und Belehrungen solcher Art wären verdienstlicher als alle Lobpreisungen Ossians. — Die Galic Antiquities sollen zwar unter dem Titel Scan Dana Erisch herausgegeben seyn; daß aber diese und nicht Mac-Phersons Ossian, daß sie, soviel ich weiß, ohn' alle Kritik herausgegeben sind, bringt uns nicht weiter. Im Jahr 1784 hat ein Irländer Arthur Young Galische Gedichte, die sich auf die Geschichte der Fians beziehen, in Nordschottland gesammelt; (übersetzt ins Deutsche 1792) sie sind mir noch nicht zu Händen gekommen. Eine treffende Anzeige, worauf es bei ihnen ankomme, stehet im 139 Stück der allgemeinen Literaturzeitung 1795. Wenn auf diesem Wege

Daß eine solche Behandlung Ossians sehr nützlich seyn müsse, ist schon daher ersichtlich, weil sie die einzig-vernünftige ist. Entsprünge daraus ein Resultat, wie es wolle; Mac-Phersons Ruhm kann es nicht schaden. Sei alles der Tradition entnommen, wie Erö gab; Er hats gesammelt, Er hats gegeben. Er war der Solon und Hip arch, der die Gesänge dieses Homers der Vergessenheit entzog, sie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, sie in der Verständigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinübertönte. Sein Name bleibt unvergesslich. Oder empfing er nur rohen Stof, und setzte mit Schöpferhand zusammen, was er dargestellt hat; um so rühmlicher für ihn, um so belehrender für uns. Hier ließ er sodann niedrige Züge aus; dort setzte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, seinem Fingal, seinem Ossian, seiner Bragela die edelste und zarteste Bildung; um so besser. Er that, wie ein kluger Mann thun mußte. Zu eignen Gesängen solcher Art fühlte er sich schwerlich stark genug; aber der Geist seines Vaterlandes, seiner Vorfahren, der Geist seiner Sprache

von andern, insonderheit von Galen selbst, fortgeschritten würde, käme man zum Ziel. Gemeiniglich aber geschieht am spätesten oder gar nicht, was zuerst hätte geschehen sollen. Späterhin sind mehrere Gedichte z. B. the Works of the Caledonian Bards herausgekommen, deren Mythologie sogar vom Mac-Phersonschen Ossian auszuweichen scheint. Vielleicht ist keine Gesangesart, in der sich, dem Anschein nach, so leicht fortsingen läßt, als die Gesangsweise Ossians.

und der in ihr gesungenen Lieder ergriff ihn. In sie legte er also den Schatz vieler sowohl aus andern Zeitaltern gesammelten Schönheiten als der Empfindungen seines eignen Herzens. Daß er dies unter der Maske Ossians that, ist ihm sodann nicht nur zu verzeihen, sondern es war für ihn vielleicht eine Pflicht der Dankbarkeit und der Noth. Unter solchen Gesängen war er erzogen; sie hatten sein Innerstes erweckt; auf ihren Flügeln schwang er sich empor; über dem war ein heiliger Betrug dieser Art bei der überschwenglich = geltenden Mode = Poesie der Engländer fast nothwendig: denn was gleicht dem Stolze dieses Handels = Volkes, auf die Graces, faces und Graces, seiner fashionable Poëtry, auf die pleasure's, measure's und treasure's seiner gereimten Verse? Was stand diesen mehr entgegen als der schlichte, einfache Ossian? Da war es ja ganz an Ort und Stelle, daß Mac = Pherson den literarischen Krämmern alte Handschriften in die Läden zu London legte, daß sie sich daran satt sehen könnten; er wußte doch, daß sie damit nichts thun würden.

Aber was Mac = Pherson nicht that, thue jetzt einer seiner Freunde, deren Mehrere doch gewiß die genaueste Kenntniß der Sache haben. Man lasse weiter keinen Engländer oder Irländer umherreisen, sondern entdecke zu Ehren Ossians und Mac = Phersons die Beschaffenheit der Sache kritisch, klar und wahr. Bei einiger Genauigkeit müssen sich dabei in Ansehung des Ursprungs der Verbreitung, der Erhaltung und Abänderung dieser Sagen, in Ansehung der moralischen, geistigen und politischen Begriffe dieser Gedichte Untersuchungen ergeben, die alle ästhetische Belehrungen über den Werth dieser

Gefänge, weit überwiegen. Ich traue der gütigen Zeit es zu, daß sie auch dieses Werk zu ihrer Stunde fördern werde.

3.

Denn was sollte die ganze Parallele zwischen Homer und Ossian sagen? Daß Homer kein Ossian und Ossian kein Homer sei? wer hätte daran gezweifelt?

Unsere Erde hat mancherlei Klima; unser Menschenstamm hat mancherlei Geschlechter. Jonien ist nicht Schottland, die Galen sind keine Griechen; hier ist kein Troia, keine Helena, kein Pallast der Circe. Was wollen wir unnütz vergleichen? Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen ist anders; das verschiedene Zeitalter, in welchem Homer und Ossian lebten, noch ganz ungerechnet. Was ein Tausend von Jahren und Meilen von einander trennt, wollt Ihr als ein Symplegma zu Einer Form vereinen?

Schon das unterscheidet Homer von Ossian ganz und gar, daß Jener, wenn ich so sagen darf, rein-objectiv, dieser rein-subjectiv dichtet. Jener ist blos ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen

Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebet, entsprang daher jener Styl Griechenlands, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeuget. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte; nach ihm formete sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. — Bei Ossian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres mit. In diese Welt ziehet er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in seinen Ton gleichsam stimmt und füget. Er mahlet die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jahreszeit. Meistens sinds Töne des Ohrs, dadurch er sie mahlet: denn diese stimmen das Gemüth mehr, als Ansichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage ist mit seiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten, *Singal* und *Temora* geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hängen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechslung des sanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaasses nicht genug preisen; von welchem allen Homer nichts weiß. Unermüdet irret dieser immer auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein rein=epischer,

Ossian ist, wenn man so will, ein Iyrisch=epischer Dichter.

Mit dieser verschiednen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, lebhaft, in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewigsten Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist, als das Feld vor Troja; unter dem immerheiterm Asiatischen Himmel geht Eine Heldengestalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, und sollten es seyn; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man höret
Die Poren. 1795. 10tes Et.

ihren Tritt oder ihre Stimme; man siehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie her; so vorüber. Gleichergestalt mahlet er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich haben, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich beweget. In ihm siehet man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnet. Was endlich die Exposition der Gedichte betrifft: so hätten Mac-Pherson und Blair sich hüten sollen, hierinn beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählt sich alles selbst; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkel-zusammengereihete Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich zu folgen hie und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann, deren einige z. B. Comala sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht blos Mac-Pherson in die größern Stücke gebracht hat, scheint ihr ganz fremde.

Es ergiebt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist Eine Gestalt wie die andre und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Mahler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schö-

pfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Hell Dunkel der Situation anwenden. Dagegen ist in Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten, sittlichen Gesinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte. Beide Dichter unterscheiden sich hierinn, wie sich die Welt dießseit und jenseit der Alpen unterscheidet. In Norden hat die Natur die Menschen mehr zusammengedrückt, und indem sie ihnen eine härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von außen gab, in ihrer Brust vielleicht eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen gebohret. In den südlichen, wärmeren Gegenden breitete sich die Natur mehr aus; lockerer gebet die Menschheit aus einander und theilt sich allem, was um sie ist, leichter und lebendiger mit. Dagegen aber bleiben vielleicht auch Empfindungen unerweckt, die nur der nordische Himmel, einsame Geselligkeit, Noth und Gefahr ausbilden konnten. Die intensive Kraft des Gesanges, wiewohl in einem engeren Kreise ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug.

Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht entwickeln konnte. Jener blühte mit einem jungen Volk auf; und in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer. Die erste Kriegsunternehmung des gesammten Griechenlandes hatte er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch größere Unternehmungen ausfocht: so konnten Aeschylus, Sophokles u. f. mit Homers Gastmahl, nach neuerem Geschmack zubereitet, ihre Mitbürger bewirthen. Die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Ge-

sängen; sie trug reiche Blüten und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes: denn über ihnen schien ein heiterer Himmel; um sie weheten Ionische, Griechische, Italische Lüfte.

4.

Und Ossian? Es ist ungerecht von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, seiner Art nach, nicht bringen kann; Ossian sei an seinem Orte das, was Homer war; nur stand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des Ruhmreichen Fingals und ihr Mitbether, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt; dies ist der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach innern und äußern Veranlassungen der Nation; auf Einem Punct derselben steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab diesen Charakter-Punct der Trojanische Krieg, und Homer war der Sänger, der ihn verstellte; unter den Galen war es der Ausgang des Heldenstammes; und Ossian dessen trauriger Verkünder. Woher in aller Welt kam den Galen dieser jammernde Abschnitt der Zeiten? und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein schmelzender, aber zugleich ein niederschlagender Ton der alten Sage? Ver-

anlafete ihn eine fremde Unterjochung? oder die eil-
dringende Religion der Euldäer, der christlichen Mön-
che? Auf beides spielen die Gedichte an; aber warum
nur so dunkel? haben die bisherigen Sammler etwa nur
aus Höflichkeit die harten Stellen und Töne verschwie-
gen, denen die Stimme der Galen den Untergang ihres
alten Heldenrühms beimißt? oder war diese Stimme so
sanft, daß sie dulddend gleichsam schwieg und vielleicht
schweigen mußte? Wie es sei; so sollte darüber Auskunft
gegeben werden: denn es scheint unmöglich, daß ein Volk
nur Klage, ohne sich zu beklagen, ohne die Ursache
seines Verfalls anzuzeigen und den Geist der Väter, wenn
auch mit leeren Versuchen, zurückzurufen und anzufeu-
ren. — Hievon nun zeigt sich in den Ossianischen Ges-
sängen fast keine Spur. Die Wolfengegend, der lustige
Aufenthalt der Väter ist ihr einziger Trost; auf der Erde
sehen sie traurige Wüsten, erloschne Tritte; sie hören
verklingende Töne. Man sieht, daß die Gesänge in
einem dulddenden, unterjochten Volk fortgesungen
worden sind, das sich am Ruhm und an der Glückselig-
keit seiner Vorfahren unmächtig labte. *

Wie es mancherlei Jahreszeiten in der Natur giebt:
so giebt es deren auch in der menschlichen Geschichte.
Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbst

* Die irische Akademie hat ein Gespräch Ossians mit einem
christlichen Priester bekannt gemacht, das auch im Deut-
schen übersetzt ist. Es enthält harte Stellen, deren Einige,
wie es scheint, haben unterdrückt werden müssen; offenbar
aber ist es von einem späten Datum, und hat nicht den edeln
Charakter, der die andern Gedichte Ossians bezeichnet.

und Winter. Ossians Gedichte bezeichnen den Herbst seines Volkes. Die Blätter färben und krümmen sich; sie fallen und fallen. Der Lufthauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlingses in sich; sein Spiel in dessen ist traurig = angenehm mit den sinkenden Blättern.

Auch Klagen sind nicht ohne Anmuth. Minnermas und Solons Elegieen, die Wehklagen aus der Jüdischen Gefangenschaft in Jeremias und den Psalmen rühren uns; noch mächtiger Hiobs Jammergeschrei; und an wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut, des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klageton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist; der Klang derselben und die Gesangsweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck.

Ich gebe es zu, daß Ossian mißbraucht werden kann, nicht nur, wenn man ohne seine Empfindung seine Töne nachsingt, sondern auch, wenn man seinen wehmüthigen Gefühlen sich zu einsam überläßt, und sich mit erliegender Ohnmacht an seinen Bildern, an seinem süßen Wolkenrost labet. Indessen giebt's in ihm auch eine so reine Uebersicht der Menschheit, in ihren innigsten Verbindungen und Situationen, daß ich diese, wenn ich so sagen darf, rein = menschliche Stellen und Empfindungen, wie Perlen gefaßt, sämtlich componirt wünschte. * Von selbst würde der Gesang hier ein

* Wir können die Hoffnung geben, daß eine solche Samm-

sanftes Recitativ, dort ein wehmüthiger Ausruf der Empfindung, hier eine leidenschaftliche Declamation, dort wechselnde Stimmen und Chöre werden, denen man schwerlich sein Ohr und Herz verschliessen könnte. Wer z. B. hat Sigmund Seckendorfs Grabgesang der DARTHULA bei einem Saitenspiel singen gehört, ohne von dem Zuruf:

DARTHULA wach auf!

Frühling ist draussen, die Lüfte säuseln,

Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,

Wehen die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub.

und von dem traurigen Abschiede:

Nimmer o nimmermehr kommt dir die Sonne

Weckend an deine Ruhestätte: wach auf!

Du schläfst im Grabe langen Schlaf,

Dein Morgenroth ist fern.

Auf immer, auf immer weiche dann, Sonne

Dem Mädchen von KOLA, sie schläft!

Nie erhebt sie wieder in ihrer Schöne,

Nie siehst du die Liebliche wandeln mehr!

innig bewegt zu werden. Wenn ich diesen Gesang und die seufzende BINVELA ebenfalls in Seckendorfs Composition hörte: so dünkte mich, sein Geist schwebte zu den lieblichen Tönen hernieder und höre sie mit an.

Unter allen Nationen, die Italiänische selbst nicht

lung ausgesuchter Ossianischer Stellen für die Composition

hald erscheinen werde.

ausgenommen hat Ossian seine Probe bestanden. Wir Deutsche verdanken ihm nicht nur mehrere zarte Töne in Gerstenbergs *Minona*, in Klopstocks *Oden*, in Rosegartens, Denis Gedichten u. a.; sondern wer das Schicksal der Zeiten, unter mehreren Europäischen Nationen zur Stimme bringen wollte; könnte er anders als Ossian singen und seufzen?

5.

Wer wissen will, wie es jetzt mit dieser alten singenden Helden-Nation, Ossians Nachkommen stehe? lese Buchanans Reisen durch die westlichen Hebriden, während der Jahre 1782 bis 90. * Des edelmüthige Verfasser fodert Jeden auf, ihm in seinen Berichten die kleinste Unwahrheit zu erweisen. — Wozu sind diese alten edlen Geschlechter hinabgewürdigt! in welchen Zustand sind sie gerathen! „Uebersieht man, spricht Buchanan, wie wir gethan haben, die westlichen Hebriden im Allgemeinen, so zeigt sich das Bild der Traurigkeit und Unterdrückung am häufigsten, und tritt allenthalben hervor. Im Ganzen genommen, sind diese Inseln der schwermüthige Aufenthalt des Jammers und des vielgestaltigen Elends: denn ihre Bewohner werden als Lastvieh, schlimmer als Lastvieh behandelt. Können Mangel und Striemen den Sklaven, gegen seine Abhängigkeit, gegen den Spott und die Schmach, welche sich über ihn häufen, nicht völlig abhärten: so rufen sicherlich die Thränen, die Seufzer, das Geschrei, eines vielzähligen,

* Uebersetzt, Berlin 1795.

unterdrückten, aber keinesweges sinn- und geistlosen Volks, die Staatsverwalter um Mitleid und Rettung an.“ *

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung, sind Ossians Galen auch hier noch kenntlich. „Im Ganzen, sagt Buchanan, ** besitzen die westlichen Hebriden, gute natürliche Fähigkeiten, begreifen schneller, und dringen vielleicht tiefer in einen Gegenstand ein, als irgendwo innere Landesbewohner zu thun pflegen. Dies muß daher kommen, weil sie so vielen Umgang mit Leuten von verschiedner Gemüthsstimmung haben, welche ihnen die Schifffahrt täglich zuführt, derentwegen sie vorsichtig, thätig und gefällig werden müssen. Auch setzt sie ihre beständige Gefahr, auf dem Elemente mit welchem sie sich unablässig beschäftigen, in die unumgängliche Nothwendigkeit, zu ihrer Selbsterhaltung, Augen und Sinnen stets wachsam zu erhalten: und diese anhaltende Übung wird bei ihnen zur festen Gewohnheit, die sich bei jeder Handlung des Lebens an ihnen offenbaret.“

„Sie haben eine glückliche Anlage zur Dichtung,

* S. 174. 175. der Deutschen Uebersetzung. So lese man S. 43. 44. 184. überhaupt das kleine Buch von Anfang bis zu Ende. Der Verfasser hat sich auf eine seltne, Menschenfreundliche Art für dies Volk bemühet; möge die Vorsehung seine ernstest Bemühungen segnen. Vielleicht bringt seine Rettung der Galen gegen Pinkerton oder die Galischen Alterthümer, die er verspricht, uns auch in dem, was wir über Ossian wünschen, weiter.

** S. 71—73. 74. 76. 125.

wie zur Sing- und Instrumental-Musik, besonders auf beiden Uists, wo man nicht bloß studierte, sondern augenblickliche Ergießungen einer sehr scharfen und beißenden Satyre zu hören bekommt, die durch Mark und Bein dringt und den Stachel sitzen läßt."

„Durch eben diese Gesänge strömt ein zarter weicher Laut tief empfundener Rührung, der die Seele zu herzlichen Gefühlen und Liebe stimmt. Auch vernimmt man wehmüthige Klagen und Jammertöne um verlorne Geliebten und Freunde: und solche Sänger findet man nicht bloß unter Vornehmen, sondern unter der niedrigsten Volksklasse. Darin übertreffen sie alle alten englischen und schottischen, bis jetzt bekannt gewordene Lieder: so vielen und verdienten Beifall diese auch bei wahren Kennern des Gesanges gefunden haben. Wäre die Galische Sprache bekannt genug, die Meisterstücke ihrer Tonkunst würden allen Schaubühnen, wo Geschmack und Anmuth herrscht, zur Zierde und Bewunderung gereichen."

„Ihre Luinneags, und der Einflang aller hineinfallenden Stimmen, sind dem Ohr unaussprechlich angenehm. Auch das Auge wird beschäftigt, wenn man sie im Kreise steht und Hand und Tuch bewegen sieht. Sing- und Instrumental-Musik sind ihre gesellschaftliche Unterhaltung. An Geschicklichkeit im Tanz übertreffen sie wahrscheinlich alle andern Völkerschaften."

„Die gemeinen Leute sind wundernswürdig schnell in ihren Begriffen. Weiber werden so gute Weber als Männer. Sie lernen diese Kunst in wenig Monaten. Dabei singen sie herzhast ihre Jorrams und Luin-

neags. Eine macht die Hauptstimme, die andern den Chor, der nach jedem Gesetz des Liedes zwei oder dreimal wiederholt wird. Der süsse Laut ihrer Lieder zieht gewöhnlich eine Menge Zuhörer herbei, welche mit in den Chor fallen."

Von Sankt Kilda schreibt er: „Männer und Weiber lieben den Gesang, und haben schöne Stimmen. Ihre natürliche Anlage und Neigung zur Dichtkunst ist nicht geringer, als die der andern eingebornen Hebriden. In ihren Liedern lieben sie Beschreibungen, und beweisen ungemeine Einbildungskraft. Der Gegenstand derselben sind die Reize ihrer Geliebten, und die Heldenthaten der Vogelsteller oder Fischer, wie auch der traurige Tod, welcher sie zwischen Klippen überfällt."

„Wie auf Harris singen die Männer am Ruder, und beleben sich bei der Arbeit durch Bett- und Chorgesang, der zum Schlage den Takt hält." — — Käme diesen armen Galen ein zweiter Fingal wieder: so würde sein Sohn Ossian auch erscheinen. Er sänge nicht mehr, wozu jener den Ton angab und was die traurige Zeit leider fortsingen mußte: Untergang der Helden, Unterdrückung, Jammer und Wehmuth. — —

VI

M ä h r c h e n

(zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher
Ausgewanderten.)

An dem großen Fluße, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag, in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen, er hörte, daß Reisende übergesetzt seyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat sah er zwei große Fackeln über dem angebundenen Kahne schweben, die ihn versicherten daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu seyn wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, quer über den Stroh, indef die Fremden in einer unbekanntem sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mit unter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpfen.

Der Kahn schwankt! rief der Alte und wenn ihr so unruhig send kann er umschlagen; setzt euch ihr Lichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe, riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Stroh, der dieß Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen seyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammen suchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrelichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrelichter. — Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen — Und doch kann ich euch nicht loslassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr mir drey Kohl-

häupter, drey Artischocken und drey große Zwiebeln liefert.

Die Irlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen seine Forderung nächstens zu befriedigen, er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg als sie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigste vergessen! Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinab treiben lassen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie ersah kaum die leuchtenden Scheiben als sie solche auf der Stelle, mit großer Begierde verschlang, und alle Stücke die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsrisen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich

sen; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch sich für die Zukunft sicher zu stellen aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold herein gestreut haben könnte. Sie fand niemanden; desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichste verklärt; vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß, desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von weiten einen Glanz der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find ich doch endlich meines Gleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trockenen Bergwiesen, in hohen Felstritzen am liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte; so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie, und freute sich so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpfen über sie weg und lachten nach ihrer Weise. Frau Ruhme, sagten sie, wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; frenlich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn sehen Sie nur

(hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spitz als möglich) wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin; welche Familie kann sich das rühmen? so lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesehen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich, denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Bettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen sey; sie vermuthe es sey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach sie zu verschlingen. Laßt es euch schmecken, Frau Rahme, sagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen und sie leuchtete wirklich aufs herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich

mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeste zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt, was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.

Recht schön! riefen die Irrlichter, sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ uns so schnell als möglich zum Pallaste und Garten der schönen Lilie, wir sterben vor Ungedult, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers. — Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! sollte es nicht möglich seyn, den Alten wieder zu errufen.

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns schön gebettet; giebt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen? — Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde. — Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüber fahren — Wie geht das zu? — Der grosse Riese, der

nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohalm, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja alles, deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schattens setzen, der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lillie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen auffuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine sonderbare Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Cristalle hindurch, bald fühlte sie die Hacken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem rings-

um verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammen zu fassen und das was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig durch ihr eigenes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Nische, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Nische nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterem Golde aufgestellt war. Dem Maas nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: wo kommst du her? — Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was ist herr-

licher als Gold, fragte der König? — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was ist erquicklicher als Licht? fragte jener — das Gespräch antwortete diese.

Sie hatte unter diesen Reden bey Seite geschickt und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König, von langer, und eher schwächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bey diesem Lichte sahe die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war, und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand, aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hinein sah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommst du, da wir Licht haben? fragte der silberne König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht

erleuchten darf. — Endigt sich mein Reich? fragte der silberne König. — Spät oder nie, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eberne König an zu fragen: wann werde ich aufstehn? — Bald, versetzte der Alte. — Mit wem soll ich mich verbinden? fragte der König. — Mit deinen ältern Brüdern, sagte der Alte. — Was wird aus dem jüngsten werden? fragte der König. — Er wird sich setzen, sagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen stotternden Stimme.

Die Schlange war, indessen jene redeten, in dem Tempel leise herumgeschlichen, hatte alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, woraus es gegossen war, konnte man nicht leicht unterscheiden. Genau betrachtet war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren. Aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammen geschmolzen zu seyn; goldne und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eberne Masse hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehn.

Indessen sagte der goldne König zum Manne: wie viel Geheimnisse weißt du? — Dren versetzte der Alte — Welches ist das wichtigste? fragte der silberne König. — Das offenbare, versetzte der Alte. — Willst du es auch uns eröffnen? fragte der eberne. — Sobald ich das vierte weiß, sagte der Alte — Was kümmerts mich! murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

Ich weiß das vierte, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas ins Ohr. — Es ist an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblick versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold, denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; diese Wirkung zu äussern mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß. Sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief sie aus, wollt ich dich heute doch nicht fortlaffen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum bist du weg, sagte sie mit Schluchzen, so kommen zwei ungestüme Wanderer vor die Thüre; unvorsichtig lasse ich sie herein, es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können; kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise, mir mit Worten zu schmeicheln, und werden so udringlich, daß ich mich schäme daran zu denken.

Nun, versetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geschertzt; denn deinem Alter nach sollten sie es wohl bey der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau, soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und sieh dich nur um, wie die Wände aussehen; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie herunter gelect, du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Muthwillen von neuem an, streichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, schüttelten sich und eine Menge Goldstücke sprangen herum; du siehst noch wie sie dort unter der Bank leuchten; aber Welch ein Unglück! unser Mops frag einige davon und sieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren, denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld bey dem Fähmann abzutragen. — Was sind sie schuldig? fragte der Alte — Drey Kohlhäupter, sagte die Frau, drey Artischocken und drey Zwiebeln, wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte, denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und betheuert haben sie es.

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bey Seite und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold und der Mops war zu dem schönsten Dnyr geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechslung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Dnyr hinein; alsdann nimm die drey Kohlhäupter, die drey Artischocken und die drey Zwiebeln lege sie umher und trage sie zum Flusse. Gegen Mittag laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring ihr den Dnyr, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sey nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte, das Weib gieng mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie aufs Haupt und es war nicht der Dnyr der so lastete. Alles todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüse oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeitlang hingegangen als sie auf einmal, erschreckt, stille

stand, denn sie hätte beynabe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte, und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er sie scherzhaft zu begrüßen an und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frey ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlende Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es ist das Gemüse das Euch die Irrlichter schuldig sind, versetzte die Frau und wieß ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwey fand ward er verdrießlich und versicherte daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr die Last auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sey. Er blieb bey seiner abschläglichen Antwort, indem er sie versicherte daß es nicht einmal von ihm abhänge. Was mir gebührt, muß ich

neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielen hin und wiederreden versetzte endlich der Alte: es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabei. — Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und verspricht daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte thats, aber wie erschrad sie nicht als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das schönste an ihr gewesen wären, und daß sie, ohnerachtet der harten Arbeit, diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: Das ist noch schlimmer! ich sehe sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.

Jetzt scheint es nur so, sagte der Alte, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können nur daß sie niemand sehen wird. — Ich wollte lieber ich könnte sie nicht brauchen und man sah' mir's nicht an, sagte die Alte, indessen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald los zu werden. Eilig nahm sie darauf den Korb,

der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und fren in die Höhe schwebte und eilte dem jungen Manne nach, der fachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Gestalt und sein sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedruckt.

Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Theile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein purpur Mantel, um sein unbedecktes Haupt wälten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin und ein tiefer Schmerz schien alle äussere Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich ungeachtet seiner schönen Augen müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr geht mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen. Mit diesen Worten schritt sie eileuds fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur schönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk das Ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht

billig nachdem Ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen wie es mit mir und meinem Geschenke steht. Sie wurden bald einig; Die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirst von ihren Händen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß Lebendige vor ihr stehen um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren, Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es seyn würde von ihrer Hand zu sterben. Sieh mich an, sagte er zu der Alten, in meinen Jahren, Welch einen elenden Zustand muß ich erdulden. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neu-

gierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet seyn wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von Einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarste schimmern. Beide erstaunten, denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. Wie! rief der Prinz; war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut da stand, muß man nicht fürchten sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolit mit der anmutigsten Mannigfaltigkeit zusammengesetzt erscheint. Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war, denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Gestalt einer kühnen Brücke da stand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und giengen schweigend hinüber.

Sie waren kaum an jenseitigem Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfang, in kurzem die Oberfläche des Wassers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachleitete. Beide hatten kaum für die Erlaub-

niß auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen gedankt, als sie bemerkten, daß ausser ihnen drehen noch mehrere Personen in der Gesellschaft seyn müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete, sie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: wir werden, sagten ein paar wechselnde Stimmen, uns erst Incognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und ersuchen euch uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des grossen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabei, antwortete die Schlange und ein zischender Laut verlor sich in der Luft.

Unsre drei Wanderer beredeten sich nunmehr in welcher Ordnung sie bey der Schönen vortreten wollten, denn so viel Personen auch nun sie seyn konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Plage in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume saß sie und bezauberte bey dem ersten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes das sich ihr mit Entzücken näherte und bey sich selbst schwur, die Schöne sey

während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von weiten rief die gute Frau dem liebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzusehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe so reizend in Eurem Schoße lehnt, wie Eure Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach Eurer Brust zu sehnen scheint und wie sie unter der Berührung Eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konntest!

Unter diesen Worten war sie näher gekommen, die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarienvogel todt, der sonst meine Lieder auf das angenehmste begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu sitzen und sorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin, das arme kleine Thier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen und in dem Augenblick fühl ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin, aber was kann mir seine Strafe helfen, mein Liebling ist todt und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.

Ermannt euch, schöne Lilie! rief die Frau indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung

des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zusammen, mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt eure Trauer mäßigen; das größte Unglück als Vorbote des größten Glückes ansehen; denn es sey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie sie schwarz geworden ist, wahrhaftig sie ist schon um vieles kleiner ich muß eilen eh' sie gar verschwindet! Warum muß ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum muß ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? so bring ich sie dem Flusse und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebel könntest du allenfalls noch finden; aber Artischocken suchest du vergebens. Alle Pflanzen in meinem grossen Garten tragen weder Blüten noch Früchte, aber jedes Reis das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Hayne habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obeliskten dieser Zypressen, die Colossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reiser als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf diese Rede wenig acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte daß sie das

Beste vergessen hatte. Sie hub sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, sagte sie, schickt Euch dieses Andenken, Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt.

Die schöne Lillie sah das artige Thier mit Vergnügen und wie es schien mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammen trifft, uns vorbilden das Beste sey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
 Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
 Der Noß von Edelstein, hat er wohl seines gleichen?
 Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
 Entfernt vom süßen menschlichen Genuße,
 Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
 Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse,
 Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lillie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deshalb der schönen Lillie sogleich zuversichtlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt! rief sie aus, fragt nur diese gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schön farbig.

Ich wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeihet mir wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den grossen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand gehftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber eilt was Ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbauet.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden sie aufstehen? fragte Lillie.

Die Schlange versetzte, ich hörte die grossen Worte im Tempel ertönen: es ist an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. Höre ich doch, sagte sie, die glücklichen Worte schon heute zum zweytenmal, wann wird der Tag kommen, an dem ich sie drey mal höre?

Sie stand auf und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine andere, die den elfenbeinernen, geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine Dritte die einen grossen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf erwartend ob Lillie, auf einem Spaziergange, etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reizend waren diese drey Mädchen und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lillie, indem sich jeder gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lillie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er

sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt seine Wohlthäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. So kalt du bist, rief sie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen, zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und fest dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst. Das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht, versetzte darauf der Jüngling, klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu

necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling durch das freundlichste Betragen. Sie klatschte mit den Händen um ihn zu verscheuchen, dann lief sie um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen wenn er floh und jagte ihn von sich weg wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich da sie das häßliche Thier das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weissen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: muß ich, der ich durch ein trauriges Geschick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich selbst, verlohren habe, muß ich vor meinen Augen sehen daß eine so wider-natürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung fesseln und deine Umarmung genießen kann. Soll ich noch länger nur so hin und wieder gehen und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmessen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Busen; er schlage in diesem Augenblick zur letzten Flamme auf. Wenn Steine an deinem Busen ruhen können, so möge ich zu Stein werden wenn deine Berührung tödtet, so will ich von deinen Händen sterben.

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schöne los, sie streckte die Hände aus ihn abzuhalten und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtseyn verließ ihn und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrey trat sie zurück und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen! Die süße Lilie stand unbeweglich, und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen, die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hülfe nicht um, denn sie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto eifriger, sie schien auf Rettung zu sinnen und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hinderen. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernem Feldstuhl, und nöthigte, mit freundlichem Gebärden, die Schöne sich zu setzen, bald darauf kam die Zweyte, die einen feuerfarbenen Schleyer trug und das Haupt ihrer Gebieterinn damit mehr zierte als bedeckte, die Dritte übergab ihr die Harfe und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgehört, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, sich der Schönen gegen über stellte, ihre Blicke auf fing und ihr das angenehmste Bild das in der Natur zu finden war darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleyer ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu sehen; so sehr wünschte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erschien fest zu halten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr, doch bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf, zwei Mädchen faßten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schoß, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bey Seite.

Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht? zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verstümmelt rief sie aus! seht wie meine Hand beynabe ganz weggeschwunden ist, weder der Fährmann noch der Riese wollten mich über setzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin, vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drey Stücke und kein Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth sagte die Schlange und sucht hier zu helfen, vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht hört ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte und die Schlange

schien eben so ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts und lange Schatten zogen sich über See und Wiese, die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn, den Habicht, dessen Brust die letztern Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich für Freuden über das gute Zeichen und sie betrog sich nicht, denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See bergleiten, gleich als wenn er auf Schrittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen.

Der Geist meiner Lampe, versetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie sprachelt wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um, irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Ein ruhig, schönstes Mädchen, ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Kreis

geschlossen, fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdbügel neben sie hinsetzte und den todtten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsterniß zunahm fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleyer Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeitlich sehr verschwendet haben mußten, denn sie waren wieder äußerst mager geworden, aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugten. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen, besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reiz den der leuchtende Schleyer über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ohngeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne solange sie von seiner Lampe beschienen sey, behauptete sie mehr als

Einmal daß wenn es so fort gebe noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irklüchter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lillie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgereizt worden. Und wirklich war Mitternacht herben gekommen man wußte nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch, denn alle gegenwärtige Personen sprachen für sich und druckten laut aus was sie zu thun hätten, nur die drei Mädchen waren stille, eingeschlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken denn es war spät, die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lillien, als die allerschönste gehalten.

Fasse, sagte der Alte zum Habicht, den Spiegel und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schlaferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, löste den Eiskreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feyerlich folgten ihr die beiden Irz-

lichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarienvogel auf die Brust, der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuge. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug und die Gegend war von diesen vielerley Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinüber steigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bey Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bey Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Ercis scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafteste Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Ercis und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Raum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich

wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, versetzte die Schlange, versprich mir daß du keinen Stein am Lande lassen willst.

Der Alte versprach und sagte darauf zur schönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblick schien dieser in das Leben überzugehen, er besägte sich im Korbe ja er richtete sich in die Höhe und saß, Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt sie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Der Jüngling stand, der Canarienvogel flatterte auf seiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geist war noch nicht zurücke gefehrt; der schöne Freund hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er alles ohne Theilnehmung anzusehn und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit einigermaßen gemäßigt als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen, unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestossen und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich seyn mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort und er schüttete die ganze Ladung nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

Meine Herrn sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich ihnen den Weg und eröffne den Gang, aber sie leisten uns den größten Dienst, wenn sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen und die außer ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück, der Alte mit der Lampe gieng voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat, der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch, still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm, die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Die Irrlichter schloßen den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem grossen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der

Alte rief sogleich die Irlichter herben, die sich nicht lange aufmuntern ließen sondern geschäftig mit ihren spitzesten Flammen Schloß und Kiegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern, besonders ließen es die Irlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König woher kommt ihr? — aus der Welt! antwortete der Alte. Wohin geht ihr? fragte der silberne König — in die Welt! sagte der Alte — Was wollt ihr bey uns? fragte der eberne König — euch begleiten, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen als der goldne zu den Irlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum. Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegeten sich an ihn, sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Widerschein. Ihr send mir willkommen, sagte er, aber ich kann euch nicht ernähren, sättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten sich und schlichen, bey dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten loß. Wer wird die Welt beherrschen? rief dieser mit stotternder Stimme. — Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte — Das bin ich! sagte der gemischte König — Es wird sich offenbahren, sagte der Alte, denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichste. Heiliger Vater! sagte sie, tausendmal dank ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum dritten mal. Sie hatte kaum ausgedeutet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen daß der ganze Tempel sich bewegte, wie ein Schiff das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind, die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun als er hindurchzog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in den Weg.

Wenig Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oefnung der Kuppel hereinzuriefeln, der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Fluge und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn doch sie betrogen sich, der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungestalter Verbindung, begannen sich zu der Oefnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn sie war es die der Tempel, im Aufsteigen, vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, sank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verschlossen und auf ihr Pochen hörte niemand; Sie pochten heftiger und wunderten sich nicht wenig als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfosten und Balken und dehnte sich zu einem herrlichen Gebäude von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des Großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm und ein anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt, man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußeren Treppen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: soll ich doch noch unglücklich werden, ist bey so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten. Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und sagte: siehe der Tag bricht an, eile und bade dich im Flusse. —

Welch ein Rath! rief sie, ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlet — Gehe, sagte der Alte, und folge mir! alle Schulden sind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: drey sind die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bey dem ersten Worte stand der goldne König auf, bey dem zweyten der silberne und bey dem dritten hatte sich der eberne langsam empor gehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersezte.

Wer ihn sah' konnte sich, ohngeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite, sie schienen, obgleich blaß beym Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bey Flammen, sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalischen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs innerste herausgeleckt, die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zarresten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen die

ganz bleiben wenn der Mensch sich setzt, dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, musste seine Augen wegwenden, das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab, und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwerdt, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich — Das Schwerdt an der Linken, die Rechte frey! Rief der gewaltige König. Sie giengen darauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe. Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Gebährde dem Jüngling den Eicheneranz aufs Haupt und sprach: erkenne das Höchste.

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgegürtetem Schwerdt hob sich seine Brust, seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eicheneranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist und das erste Wort seines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die silbernen Trepp-

pen hinauf entgegen eilte, denn sie hatte von der Binne des Altars seiner Reise zugesehn, liebe Lillie! was kann der Mann, ausgestattet mit allem, sich köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Reigung die mir dein Busen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah. Herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter, aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe. Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals, sie hatte den Schleier geworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten unvergänglichen Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet und das ist mehr.

Ueber dieser Feyerlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig ausgebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offene Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein grosser mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reutern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen, sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern,

und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, sagte der Mann mit der Lampe, du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels herein traten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, schöner als die drey, war eine unbekante, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinanstieg.

Wirst du mir künftig mehr glauben liebes Weib, sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen, wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet.

Die verüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, sagte er lächelnd, so darfst du heute

einen andern Gatten wählen, von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger geworden bist — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackerer Jüngling erscheine, ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indes der König in der Mitte der beyden Männer nach der Brücke hinsah' und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit, denn er sahe einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden, anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so war doch seine Gegenwart zwar von allen erstaunt, doch von niemand empfunden; als ihm aber die Sonne in die Augen schien und er die Hände aufhub sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm, so kräftig und ungeschickt, unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammen stürzten, be-

schädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerdte, doch besann er sich und blickte ruhig erst seinen Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig, er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgelehrt.

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte für Verwunderung über das, was er mit ofnen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Grade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossalische mächtige Bildsäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Kreis auf den Boden um ihn her, nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen, nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit größter Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, herauf stieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er stillstand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt, von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien und drängte sich nach der Thüre.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet und alles Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Ballaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drey aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war desto begieriger zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen seyn möchte, denn, wer es auch mochte gewesen seyn, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammen gesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wegzubeben wagen darf.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menae hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft,

Hingend auf die marmornen Platten, die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte sich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeubeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerrig sich, auch noch da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählig, zog seine Straße und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

VII

Leukothea's Binde.

Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der
 Leukothea Binde,
 Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen
 zurück.

Die Horen

Jahrgang 1795

Fünftes Stück.

T ü b i n g e n

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795

Innhalt des ersten Stück's.

I	Das Fest der Grazien.	Seite 1
II	Die Theilung der Erde.	— 27
III	Die Thaten der Philosophen.	— 29
IV	Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.	— 31
V	Theophanie.	— 40
VI	Einem jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete.	— 41
VII	Archimedes und der Schüler.	— 42
VIII	Ueber das Naive.	— 43
IX	Briefe über Poesie, Silbenmaaß und Sprache.	77
X	Die Horen.	— 103
XI	Der heilige Wahnsinn.	— 104

Die Horen.

Erster Jahrgang. Fünftes Stück.

I

Das Fest der Grazien.

Unvermuthet habe ich auf meiner Reise das Vergnügen genossen, einem Fest beizuwohnen, das man das Fest der Grazien nannte. Mein Freund empfing mich in seiner reizenden Gegend und machte mich mit einigen Familien bekannt, die seit langen Jahren in Freundschaft mit einander lebten. Sie waren in einem großen und schönen Land-Hause versammelt; und kaum hatte ich ihre Bekanntschaft gemacht, kaum hatten sie mir gesagt, daß sie am heutigen schönen Tage, das Fest ihrer Freundschaft und eines gemeinschaftlichen Geburtstages feierten: so trat ein Chor Kinder mit einem Gesange herein, der das Fest begann. Sie brachten Blumen, sie brachten Kränze, und jedes erzählte ohne Prunk, was ihm im vorigen Jahr das Angenehmste, das Erfreulichste gewesen. Einige erinnerten die Eltern an diese und jene Gegend, die sie genossen, an Geschenke die sie empfangen hatten, an mancherlei kleine Umstände und Augenblicke, die ihnen insonderheit lieb gewesen waren. Es war ein freudiger Wettstreit zwischen ihnen; Jenes pries den Aufgang der Sonne, den es zum erstenmal gesehen hatte; dieses die

Abendröthe; ein andres Geschenke an Kleidern, an Büchern; dies Lektionen im Unterricht, oder an der Hausarbeit. Man sagte Stellen aus Dichtern her, und hatte Kränze gewunden, um das Brustbild Dieses und Jenes Dichters zu schmücken. Ich freuete mich, die Namen unsrer besten lebenden und verstorbenen Weisen nennen zu hören; und bemerkte in jedem Kranz die Blumen charakteristisch gewählt. Noch merkbarer war die verschiedene Neigung der Kinder zu dem oder jenem Vergnügen, die jedes frei bekannte, und von der es die Züge in seinem Gesicht, wie in seinem Betragen trug. Hausliche, sittliche, literarische Vergnügungen flogen wie Schmetterlinge von mancherlei Farben durch und über einander hin; einige der Aeltern nannten sehr ernste Bücher, sehr ernste Geschäfte und Freuden. Die Eltern, als ob diese Kinder ihnen gemeinschaftlich angehörten, nahmen an jeder frohen Erinnerung Theil; hie und da bogen sie den Kranz des Andenkens sanft zu recht und verschönten ihn gleichsam durch neue Blumen der Erinnerung. Kleine Winke an sie wurden miteingeflochten; man munterte auf, man lobte, man dankte; allenthalben aber blickte aus diesen Unterrednungen die Seele des Tages durch, Freude über sein Daseyn, über sein thätiges Zusammenleben mit einander in sittlicher Bildung. Die Eltern freueten sich in den Kindern, die Kinder in den Eltern, diese sich unter und mit einander. Es war wirklich ein Fest des Genius dieser Familien, und der sittlichen Grazie, die sie in sich und in andern anbaueten, genossen und liebten.

Nachdem das junge Heer sich in den Garten zerstreut

et hatte, um das Andenken seiner vergnügten Augenblicke hie und da emblematisch zu bezeichnen, setzten die Eltern das Gespräch fort. Auch sie erinnerten sich des Angenehmen und Unangenehmen voriger Tage; letzteres wurde kurz abgethan, und meistens dabei bemerkt, wie auch aus dem Bösen etwas Gutes entsprossen sei, oder wie es noch daraus erwachsen könne. Hiezu bot Einer dem Andern seine Hand, seinen Rath, seine Beihülfe an, weil sie sich alle als Eine Familie ansahen. Der erfreuenden Scenen wurde desto reicher gedacht; diese wurden von Jugend auf gleichsam noch einmal durchlebt. Da die Geschichte eines jeden Menschen interessant ist, sobald das Herz daran Theil nimmt: so erschienen mir bei diesen Erzählungen viel angenehme Scenen. Der Traum des menschlichen Lebens, fühlte ich, werde dann nur schön geträumt, wenn er sympathetische Erinnerungen erwecket und nachläßt.

Die fröhliche Jugend rufte uns jetzt zur Ansicht ihrer Embleme, unter welchen wir viel artige Gedanken, einfach- und rührend ausgedruckte Empfindungen, allgemein aber eine Grazie des Vergnügens bemerkten, die dem ganzen Fest Leben und Wonne gab. Kränze, Inschriften, Tänze gehörten mit darunter, ohne welche sich die Jugend, insonderheit des weiblichen Geschlechts kaum freuen zu können glaubet. So kamen wir zu einem kleinen offenen Tempel, in welchem drei bekleidete Grazien standen, mit der Inschrift: Wohlwollen, Dankbarkeit, Freude; ineinander geschlungen standen sie auf einem Altar, an dessen Einer Seite das Profil des Mannes erhoben gearbeitet war, der Stifter dieses Festes gewesen. Wir lagerten uns um dies verborgne

Tempelchen; die Chöre der Kinder zerstreueten sich zu ihren Spielen und Erfrischungen; unter uns fiel das Gespräch natürlich auf den Stifter des Festes. Man rühmte dessen menschenfreundliche, holdselige Denkart, und zeigte mir das Papier, worauf er in wenigen Worten zu dieser Anstalt Gelegenheit gegeben hatte. Ich theile den Anfang des Aufsatzes mit:

„Die Menschen beklagen sich über die Unannehmlichkeiten des Lebens, und gestehen ein, daß diese meistens von den Gefinnungen der Menschen gegen einander herrühren. Wie also? wenn einige unter uns zusammenträten mit dem festen Entschlus, einander so viel an uns ist, das Leben angenehm zu machen, und auch unsre Kinder dazu zu gewöhnen?

„Man beklaget sich oft über Undank; und sind wir selbst wohl in Allem und über Alles dankbar? Wie wäre es, wenn wir zusammenträten, Erkenntlichkeit in unserm Gemüth über Alles zu erwecken, was uns im Lauf der Dinge von der Vorsehung oder von Menschen Gutes wiederfähret, und auch unsre Kinder zu dieser dankbaren Gemüthsart zu gewöhnen?

„Man beklaget sich oft über Erschlaffung der Seele, über Mangel der Triebe zu guten Handlungen. Damit wir diese leicht und fröhlich verrichten; wie? wenn wir zusammenträten, die fröhliche Thätigkeit in uns zu stärken, und auch die Unsrigen dazu zu gewöhnen?

„Wohlwollen ist die erste Grazie des Lebens. Eine Handlung; die ich aus Zwang verrichte, wird mir

schwer; leicht wird, wozu uns die Liebe beflügelt. Es giebt keinen holderen Aufenthalt, als in menschlichen Seelen zu wohnen, mit dem Gemüth für ein andres Gemüth sich zu bemühen, zu wachen, zu wirken, und auch die kleinste Handlung mit einem guten Willen zu bezeichnen.

„Erkenntlichkeit, ist die zweite Grazie des Lebens. Wie durch Vergleichung und Ableitung der Dinge von einander, durch Bemerkung der Ursachen und Folgen die Vernunft der Menschen gebildet wird: so durch Erkenntlichkeit die sittliche Vernunft des Menschen. Ich fühle, was ich andern schuldig bin, indem ich in ihren Seelen lese, was sie mir Gutes thun wollten. Diese Wiederholung ihrer Wohlthaten, dies Zurückgehen meiner in ihre Empfindung macht Seelen mit einander Eins; ihre Wohlthaten selbst machen die übrige zu einem Theil meiner Seele. Ich gehöre mir nicht ganz, sondern auch ihnen; wie sie sich mir gaben und mir zugehören. Die zweite Huldgöttin schließet sich also vest an die erste.

„Und die dritte ist von ihnen unabtrennlich: freudige Thätigkeit im Fortwirken für andre. Möge der Erfolg seyn wie er wolle; ich gehöre mir nicht zu, sondern andern. Ich habe empfangen und muß geben. Je gutmüthiger und freudiger; desto schöner. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, untrennbar von der wahren Grazie ist's, daß sie das Gemüth erhebt und beflügelt, daß sie des andern Gemüth ergreift und ihm das Herz raubet. So umfassen sich die Drei und wirken auf Menschen und Geschlechter.“

Nach diesem Anfange beschreibt der Stifter die Anordnung seines Festes, zu welchem dann seine Freunde gern beitraten und das bereits viele Jahre hindurch viel Gutes gestiftet hatte. Wirksame Fröhlichkeit, häufige Vertraulichkeit, und jener Liebreiz des zuvorkommenden, dankbaren, geselligen Umgangs waren dieser Familien auszeichnender Charakter. Mich ergrif das Wohlgefühl der Harmonie, die in diesem Kreise herrschte, wie die Musik aus einer Welt der Seelen. Ich fühlte, daß, was die innigste, eine unverfiebare Freude des menschlichen Lebens gewähre, sei die Zusammenstim- mung der Gemüther, ein gemeinschaftliches Empfangen und Geben, ein Fortwirken mit und zu einander, nach der großen Regel des Wohl- lauts, der in uns tönet und der unser wahres Seyn ist.

Aber, sagte ich, verzeihen Sie mir Einen Zweifel. Schweigt Ihnen diese Musik der Seele niemals? Werden Ihre Saitenspiele nie verstimmt, hier durch Reid, dort durch das Uebelwollen einer niedern Begierde? Wie ist's, wenn Sie Undank erleben, oder sonst gegen sich selbst auf der Hut seyn müssen? Wird Ihre Seele durch diese Grazientugend nicht zu weich, zu weiblich, da unser Leben eher ein Kampf als ein fortwährender Freuden- tanz ist.

Ein ernster Mann nahm das Wort und sagte: Ich weiß worauf Sie deuten; viele Philosophen gebieten ei- ne Tugend, die immer steif und müßig steht, mit ge- schloßnen Armen, das Gewehr auf der Schulter und ruft: wer da? Diese Tugend hat einen vornehmen Ton,

an ihrem Plas ist sie auch nöthig; nur stebet sie einsam da; sie stebet sich müde, und wartet auf Ablösung. Die Gemüthsneigung eines fortwirkenden, ich möchte sagen, eines lebendigen Lebens, auf welches doch die Natur gerechnet hat, ist eine andre.

„Lassen Sie mich hierüber als Mutter reden, unterbrach ihn bescheiden eine Frau vom edelsten Anstande: Einer der uneigennützigsten, und wenn Sie so wollen, der unbelohntesten Triebe ist doch wohl die Mutterliebe. Er ist so stark, daß er alle Gefahren verachtet, daß ihm keine Mühe verdriesslich, und der Tod selbst nicht schmerzhaft ist, wenn dieser ein geliebtes Kind rettet, oder sonst sein Glück befördert. Woher, meinen Sie, entsteht dieser Heroismus? Etwa dadurch, daß eine Mutter sich von ihrem Kinde zuförderst getrennet denkt, und sich fragt: ob dies oder jenes zu thun, ihr ihre Würde, die Würde des Gesetzes der Vernunft gebiete? Nicht also; und ich wäre fast überzeugt, daß steife Ueberlegungen dieser Art sie vielleicht zu einer gelehrten, aber nicht zu einer thätigen, liebenden Mutter machen werden. Wohlwollen ist's, was sie treibt, was sie beseelet, das uneigennützigste und zugleich eigennützigste Wohlwollen: denn sie sieht ihre Kinder nicht getrennet von sich, sondern als ihre Kinder, als Gebilde an, die unter ihrem Herzen erwachsen. So wenig sie damals einen Unterschied zwischen sich und ihrer ungesessenen Frucht kannte; um so weniger kennet sie jetzt einen Unterschied, da sie ihre Kinder, gebildet, vernünftig, fühlend, liebens- oder mitleidswürdig vor sich siehet. Mit siebenfacher Stimme ruft ihr jetzt die Natur zu; das Wort derselben ist ihr deutlicher, vernehmlicher ge-

worden, da es sich in mancherlei Sorgen und Rücksichten getheilt hat. Sie lebt jetzt ungleich mehr in ihren Kindern, als da sie körperlich mit ihr Eins waren; in jedem isolirten Zurückkommen auf sich, würde sie sich als einen vertrockneten Stamm, als eine verdorrte Blume fühlen."

Ein Vater verfolgte das Wort. „Mit allen andern Banden reiner menschlichen Beziehungen nicht anders. Welcher Vater genießet nicht siebenfach, wenn seine Kinder sich freuen und genießen? Welcher Freund lebt nicht in seinem Freunde, der Ehegatte im Ehegatten, der Geliebte im Geliebten, unendlich zarter und inniger, als ob er selbst mit abstrahirtem Genuß empfände? Das ganze Geheimniß der Liebe, ja ich möchte sagen der ganze Zusammenhang der Schöpfung ist auf diese heilige Verwirrung und Mittheilung der Gemüther, auf einen wechselseitigen, im Genuß des andern siebenfach verstärkten Genuß gegründet. Wir sollen nicht in uns selbst, abgetrennt und selbstsüchtig leben; sonst sind wir falbe Herbstblätter, die in der Luft flattern, um bald am Boden ganz zu ersterben. In andern sollen wir leben; da sagt der Stifter unsers Festes, da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjüngt, unsterblich. Nicht in sich, wohnt das Wohlwollen, die erste Grazie, sondern in ihren Schwestern. Das Gemüth anderer ist ihr heiliger, unzerstörbarer Tempel." —

Eben kam der Chor der Kinder im Tanze bei uns vorüber, der, was gesagt werden sollte, ungezwungen sagte! Es war ein Wechseltanz, der das Du für Mich, Ich für Dich, geistvoll, naiv und bescheiden ausdrückte. Der Chor schwebte vorüber.

Und einer der ältern Söhne, der sich hinter uns gelagert hatte, nahm das Wort. Nicht anders, sagte er, haben die Griechen das Wort *Charis* (*Grazie*) ehemals verstanden. „Ich thue das deinet halben, dir zu Liebe, dir zur Freude und zum Wohlgefallen;“ das war der ursprüngliche Sinn dieses Worts, aus dem sodann die zweite *Grazie* „ich freue mich; ich empfinde dies Wohlgefallen und bringe dir erfreulichen Dank dafür,“ natürlich folgen mußte. An eine erkünstelte Anmuth oder gar an nackte Figuren dachte man damals bei diesen Worten noch nicht. — Der Jüngling führte eine Reihe von Ausdrücken an, da die Griechen jede Gefälligkeit, Gunst und Wohlthat, wenn sie mit Artigkeit gegeben und genommen wird, *Charis* nannten. Bei dem Lateinischen *gratia* und dem Deutschen *Huld* wurde ihm die Sache noch klarer, und er war beredt zu zeigen, daß was auch in der Schönheit *Grazie* (*Anmuth*) sei, immer von einem Zuge der Gefälligkeit, von einer Gebärde herrühre, in welchem sich ein gefallendes Gemüth offenbare. „So, sagte er, sprachen die Griechen von Augen und Augenbraunen, von Lippen und Küßen der *Grazie*, eben um sie von der todten Schönheit zu unterscheiden.“ — Er war mit der jüngern Kunst unzufrieden, die durch die Entkleidung dieser Göttinnen beinaß ihren Charakter verfehlt habe. „Was ist, fragte er, an diesen drei wiederholten, weiblichen Körpern bedeutend? Nur ihre Stellung, ihre zusammengeschlungene Hände, ihre Angesichte; würden diese bei einer leichten Bekleidung nicht noch bedeutender seyn?“ Er wies auf die drei bekleideten Sokratischen *Grazien* im kleinen Familien-Tempel.

„Gnug, (unterbrach ihn ein Alter, der als der Vater aller Familien angesehen ward,) gnug mein Sohn, von Worten und Bildern; laß uns zur Sache selbst zurückkehren. Mögen die Griechen unter Charis zuerst Reiz des Körpers oder Gefälligkeit der Seele verstanden haben; alle Grazien sind Schwestern und streiten nicht unter einander, welche von ihnen die ältere sei. Wahre Anmuth strahlt allein aus der Seele, sie theilt sich aber allem mit, nicht nur jeder Gehehrde des Körpers, sondern auch jedem Wurf des Gewandes. Wir feiern das Fest sittlicher Grazien; mich dünkt, sprach er, und winkte auf mich, daß Sie auch gegen unsre zweite Huldgöttinn, die Dankbarkeit, einen Zweifel hegten.“

„Kennen Sie, wiederholte ich, keinen Undank?“

„Unter uns, antwortete der Alte, fürchten wir ihn nicht; wo er sich ausser unserm Kreise findet, suchen wir auch ihn in Dank zu verwandeln. Und es gelingt uns meistens. Glauben Sie, mein Freund fuhr er fort, es spricht von Undank, wer am wenigsten davon sprechen sollte. Man beklaget sich über ihn, und behauptet doch in demselben Athem, daß die Tugend Pflicht sei, und Großmuth keinen Dank erwarte. Man beklaget sich über Undank, und ist überzeugt, daß man ihn verdiene: denn der verdient ihn, der mit einer geringen Wohlthat nach großem ewigem Dank haschet, der durch eine kleine Gefälligkeit, die Pflicht war, den andern Zeitlebens zum Knecht, zum Schmeichler, zum unwürdigen Sklaven gemacht haben will. Ich kann deswegen die Worte Devotion, Verbindlichkeit, Verbundenheit, so wenig als die goldnen Worte, Huld und Gnade recht

leiden: denn sie werden zu oft gemißbraucht. Das schöne Wort *Huld*, z. B. das meistens mit *Gnade* zusammengesetzt wird, hat dadurch ganz seinen Werth verloren. Ein Mensch, der, wodurch es auch sei, sich über alle Sterblichen erhoben glaubt, und ihnen mit seiner Macht, mit seinen Talenten, mit seiner Geschicklichkeit oder seinem Reichthum nur *Gnade* erweist, für welche er auf unermesslichen Dank rechnet, ist dieses Danks weder werth noch fähig. Hatte Er sich vom Bande der Gefälligkeit, das ihn mit seinen Brüdern zusammenschlang, losgemacht und ist ein Gott geworden, so sind auch andre von ihm los; ihm dufte Weibrauch. Die ächte *Grazie* des Danks, die ihrer ältern Schwester dem wirklichen und wahren Wohlwollen unzertrennt zur Seite ist, sucht er vergebens. Wie kann jemand andre der Undankbarkeit anklagen, ohne zu fühlen was er mit diesem Wort sage? welchen harten Vorwurf er ihnen vielleicht ungerecht mache? wer das kann, der hat die *Grazie* nicht gesehen: er suchet sie scheltend, und sie siehet ihn als einen Wilden.

„Undankbarkeit“ fuhr er fort, ist vielleicht nicht immer ein Laster; aber eine Barbarei des Gemüths, und wie das Wort *Unerkennlichkeit* selbst sagt, ein *Unbesinnen*, eine Robheit der Seele ist sie, die ihren Verschuldeten selbst peinigt. Haben Sie je die häßlichen Charaktere bemerkt, die einen Menschen nicht leiden können, sobald sie ihm verbunden zu seyn glauben? Er ist ihrem Gedanken, ihrem Anblick unerträglich, weil sie durchaus niemanden verbunden seyn wollen: je größer die Wohlthat ist, die er ihnen erzeigt hat, desto verdrießlicher wird er ihnen. Hätte er ihnen das Leben,

oder sie aus einer Verlegenheit gerettet, die sie selbst schaamroth macht; fortan trage er die Schuld dieser Schaamröthe! — Was halten Sie von einer solchen Gemüthsart? Strafet sie nicht aufs empfindlichste sich selbst? Was ist süßer als Dank! ” —

„Was ist süßer als Dank, fuhr die Tochter des Greises fort, die seine Knie umfaßte. So oft ich daran denke, was meine Mutter, mit der ich nicht mehr sprechen, der ich meinen Dank sichtbar nicht mehr bezeugen kann, an mir that, so oft lebe ich mit ihr, und mit Euch, Vater, meine fröhliche Kindheit und Jugend noch einmal wieder. Jede schöne Situation meines Lebens kommt mir, und mich dünkt, geläutert, wie ein schöner Engel wieder. Die Gebehrde meiner Mutter ist vor mir; ihr sanfter Ton klingt meinem Ohre; ich glaube, sie sei um mich, sie sei auch jetzt um mich, da ich so innig an sie gedenke. Vergelten kann ich ihr nichts, was sie an mir that; ihre Asche hört meinen Dank nicht; aber ihr guter Geist hört ihn, ihr Geist, der mit dem Meinigen Eins ist: denn ein Theil von Ihr wohnt gewiß in meiner Seele. Das Beste, was in mir ist, ist das Ihrige; meine besten Gedanken sind noch jetzt ihre Gedanken; meine reinsten Empfindungen und Gewohnheiten hat sie mir angebildet. Sie ist um mich, sie ist in mir! ” —

Die Tochter schwieg und senkte ihr Haupt auf den Schoos des Vaters; sie erhob es wieder und sagte: „Die Griechen, so traurig ihre Bilder vom Todtenreich waren, ließen dennoch auch in diesen düstern Gegenden, dem Verstorbenen mit seinen Nachlebenden die Mitempfindung. Auch der Schatte freuete sich, wenn zu ihm von

den Hinterlassenen eine fröhliche Nachricht hinabkam; und ihre Gesänge sandten deshalb die Echo, als eine Botschafterin zu den Vätern hinunter. Man glaubte, daß Verstorbene die Opfer annähmen, die man ihnen am Grabe brachte, und auch da noch Liebe mit Dank belohnten" —

Der Greis der die zu starke Regung seiner Tochter mäßigen wollte, antwortete schmeichelnd: „mein Kind! der beste Dank, den man den Verstorbenen bringt, ist ein Leben nach ihrem Sinn. Dann leben sie in uns, wir setzen ihr Leben fort: auch mir lebt deine Mutter in dir.“

Er wandte die Rede zu mir. „Meine Tochter hat Recht, daß ein großer Theil der Undankbarkeit wirklich aus Mangel von Nachdenken, aus Ungefühl her- rühre. Es ist ein eigener Zauber in der Wiedererinn- rung an empfangene Wohlthaten. Das Leben, das wir in ihrem Andenken nochmals leben ist, geistig, genialisch, ambrosisch. Alles Widrige, alles Störende ist davon ge- trennt; die Charis hat ihren süßesten Reiz darüber ausgegossen und es gleichsam von jeder Schlacke der Sterblichkeit geläutert. Danklosigkeit kann also wirklich nur aus Zerstreuung, aus Schwäche des Gemüths und bloßer Unbesonnenheit herrühren; man will nicht nachdenken, man kann nicht nachdenken; sonst würde man sich die süßen Augenblicke dieses Zurücklebens in einer freundlichen Wiederholung genossener Wohltha- ten gewiß nicht versagen. In meiner Familie ist es je- den Abend, jeden Sonnabend ein angenehmes Fest, das von andern empfangene Gute des Tages oder der Woche

durchzugehn, und wir bereiten uns dadurch wöchentlich und täglich zur Feier des heutigen Tages. Wie mancher Groll wird dadurch abgethan, wenn Einer am Andern unzeitigen Verdacht geschöpft hat! wie mancher geheime Vorwurf wird in Dank und Liebe verwandelt!"

„Wenn Ein Stand zu solchen Festen der Dankbarkeit buchstäblich ermuntert wird, so ist's Euer Stand, ihr Gelehrten. Was wißt ihr, das ihr nicht gelernt? was habt ihr, das ihr nicht von andern empfangen habt? Jedes Buch ist ja ein Repertorium der Gedanken Andre; jede Wissenschaft ein Gebäude, an welchem Völker und Jahrhunderte baueten. Nehmt weg, was ihr alten und neuen Nationen schuldig send, was bleibt euch? und was send ihr euren Lehrern, dem täglichen Umgange, der fortgesetzten Lectur nicht schuldig? Ihr solltet also bei jedem Buch ein benedicite und gratias beten, nirgend aber fluchen und lästern. Könnt und wißt Ihrs besser, so sagts und thuts mit Grazie; der Andre half euch vielleicht auf eure bessern Gedanken. Ein Schüler, der seinen Lehrer verfolgt, weil dieser jetzt alt ist, und Er weiter zu sehen glaubt, trägt die Nemesis auf dem Rücken und das Zeichen der Verwerfung an seiner Stirn. Wir wollen ihm nicht wünschen, daß die Zeiten des Undanks einer so häßlichen Harpne noch fortdauern und ihm in seinem Alter ein Gleiches wiederfahre.“

„Arme Menschen, worauf send ihr stolz? warum verbittert ihr euch das Leben? Sieht es nicht viele und mancherlei Gaben? Bedarf das Auge nicht der Hand? die Hand des Auges? Haben wir nicht alle in der Welt, und wenn wir es verdienen, im Tempel der Un-

sterblichkeit Raum? Bedarf die Menschheit nicht noch unzähliger neuer Verdienste? Glauben Sie mir, mein Freund, was allen Neid austreibt, und den Verdienstvollsten, nicht nur dankbar und bescheiden, sondern selbst demüthig macht, ist Mnemosynens Tochter, die erinnernde Muse. Mit den Grazien wohnt sie zusammen; sie ist selbst eine Charis."

„Ich hatte einen Bruder, fuhr er fort, der ein Gelehrter, aber ein sehr bescheidener Gelehrter war, und als er uns einmal während dieses Festes besuchte, sich ausser diesem Tempelchen noch einen ungeheuer großen Tempel, ein Pandamonium ausbat. Hier sollte das Andenken aller um die Menschheit verdienten und berühmten Männer und Weiber laut gefeiert werden; das stille Verdienst sollte diesem verborgnen Tempelchen heilig bleiben. „Ihr könnt nicht glauben, sagte er, was eine laute Anerkennung und richtige Abwägung fremder Verdienste für eine heilsame Kraft auf menschliche Gemüth hat. Sie giebt ihm Bescheidenheit und Würde, Schranken und Umriss, Entschluß und Demuth. Wenn ich, sagte mein Bruder, mit euch in dies Pandamonium treten und euch erzählen würde, was jeder dieser Geister fürs menschliche Geschlecht gedacht, gewollt oder gethan hat? wie weit ers brachte, und warum es nicht weiter gedieh? wie würdet ihr euch freuen, wie werdet ihr hoffen und danken!“ —

„Und warum richteten Sie ein solches Denkmal der Verdienste nicht auf?“

„Theils, weil mein Bruder nicht bei uns blieb.

am meisten aber weil wir keine Gelehrte sind, uns also auch die namentliche Erinnerung aller verdienten Männer in allen Zeiten nicht obliegt. Wir wiesen ihn in seine Bibliothek, als in ein ächtes Pandämonium, wenn er in ihr Bücher und Bilder gut sammle; und versicherten ihn, daß uns das Tempelchen des Namenlosen, stillen Verdienstes heilig bleibe. Meine Kinder, wie hold und süß ist die Grazie eines Namenlosen, stillen Verdienstes! Was ist Name? der Schall einiger Sylben, der mit uns keine Gemeinschaft hat. Unsere Form selbst, ist sie nicht abwechselnd und verschwindend? Aber wir haben empfangen und sollen geben. Verwebt in die Kette der Dinge können wir nicht anders als auf einander wirken; wie wollen wirs thun? Uns mit Gefälligkeit einander die Hände bieten, oder uns einander fortstogen? Die Grazien, singen die Dichter, tanzen in ewigverschlungenen Reigentänzen, nicht nur am Cephisusstrom, sondern auch an Jupiters Throne, nahe seinem unsterblichen Haupt; die ganze Schöpfung ist auf dies freudige Fortwirken im Geben und Nehmen berechnet."

„Am schönsten also, meine Kinder, leben wir für und in einander. Schauet umher, wie Gott in seinen Werken lebet; ihr sehet ihn nirgends stehen, nirgends umherwandeln. Aber die Blume spriegt durch seine Kraft; sein Saft ist in allen Gewächsen, und der edelste Lebenssaft den wir kennen, sind wohlwollende Neigungen, fröhlich fortwirkende Gedanken. In dem allen erfreuet sich Gott; er erfreuet sich in uns, wenn dieser edelste Lebenssaft sich in uns rein läutert, und in andern Seelen erfreuet. Da lebt unser bester Theil in

andern. Die Kette dieser Gedanken und Empfindungen ist unendlich; sie reicht übers Grab hinaus, so wie sie auch jenseit des Grabes herkommt. Unsre Sichtbarkeit ist nur Form und Schein; was uns beseelt, stärkt, erquicket und regelt, haben wir von denen, die vor uns waren; wir lassen es denen, die nach uns seyn werden. Jenen geben wir Dank, den sie vielleicht mit uns empfinden; mit Wohlwollen und Liebe reichen wir, was wir empfinden, vermehrt weiter. Diese freundliche Thätigkeit, voll Erkenntlichkeit, und voll guten Willens ist unser Elysium hier, es ist die wahre Geister- und Menschenwelt, ein Reich Gottes in menschlichen Seelen, wo auch das Grab nichts trennet und abreißt." —

Mit stiller Rührung hatte der Greis dies gesprochen; die Sonne ging unter, der Mond auf. Ein paar Gesandte der kleinen Gesellschaft luden uns zu einem Spaziergange ein; er endigte zwischen Gräbern. Zwei Geschwister hatten im vorigen Jahr ihre Geschwister, ein Nefte seinen Oheim verlohren, der als Vater ihn geliebt und erzogen hatte. Denkmale der Liebe standen auf den Gräbern der Verstorbenen; und mit herzlichem Einfalt bekannten die Ueberbliebenen den Abgeschiedenen den Dank für ihr Leben. Nicht Worte waren es, was sie sprachen, sondern Thaten die sie hervorriefen, Situationen des Lebens, an welche sie die Abgeschiedenen gleichsam erinnerten, und zu denselben vom Himmel herab riefen. Der Mond schien freundlich; schön ging die Sonne unter; es dünkte uns sämmtlich einige Augenblicke, als ob die Verstorbenen noch mit uns wären. An ihren Gräbern ward ein Bund geschlossen, ein

Bund des unsterblichen Dankes gegen sie, und des freudigen Fortlebens in und mit einander durch Wohlwollen, Dank und thätige Liebe.

Wir schieden. Der Freund, der mich eingeführt hatte, begleitete mich und machte mir im Namen seiner Freunde ein Geschenk; das Gesangbuch der Gesellschaft; die drei bekleideten Grazien standen voran. Ich freuete mich, in ihm die schönsten Gesänge der Dichter alter und neuer Zeiten zu finden, die diese drei Huldinnen des menschlichen Geschlechts besungen hatten, kein einziges entehrendes Lied des Bacchus, Mars oder der sinnlichen Venus fand ich darunter. Noch erfreuender aber wars für mich, als auf den folgenden Tag mein Freund erschien und mir das Archiv der Gesellschaft zeigte. Vielleicht kann ich Ihnen Einiges daraus mittheilen. —

Die griechische Charis.

Eine Anmerkung.

Es sei mir erlaubt, Dem was im vorstehendem Aufsatz der Jüngling über die Bedeutung des Wortes Charis (Grazie) bei den Griechen sagt, mit einer Note nachzuhelfen.

Zuerst ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Wort Charis von Freude, Fröhlichkeit (χαρά, χαίρω) abstammt; mithin heißt das Gratiose χαρισμός alles, was Freude und Fröhlichkeit gewähret.

Dies ist der älteste und weiteste Begriff des Worts, ohne Rücksicht, wodurch diese Freude und Fröhlichkeit gewährt werde.

Auch personificirt führten die Griechen die Grazien ursprünglich als Freudegeberinnen auf den Altar. Bei den Lacedämoniern hießen sie *Thaenna* und *Kleta*, Göttinnen, die einen glänzenden Ruhm verleihen, weil Lacedämon vor Allem den Ruhm liebte. In Athen war ihr Name *Hegemone* und *Auro*; jene die Führerin, diese die Mehrerin des Wohlstandes, den Athen wünschte. So nennet Pindar alles was uns erfreulich begegnet, Ruhm, Sieg, Reichthum, Wohlstand, jede Anmuth des Lebens *Charis*; und hat in seinen Glückpreisungen darüber die herrlichsten Stellen.

Zweitens. Eben so unzweifelhaft ist die Bedeutung des Worts *χαρίζεται*, das jede Gefälligkeit und Gegengefälligkeit, wodurch ich den andern erfreue oder ihm dankend meine Freude bezeuge, ausdrückt. Insonderheit bemächtigte sich die Liebe dieses Worts; ihre höchste, letzte Gunst hieß *Charis*. Grazienlos, (oder gar eine Steingrazie) nannte Sappho jenes Mädchen, das der Liebe ungefällig war; die stolzen Centauren waren in wilden Umarmungen ohne die Grazien erzeugt.

Sehr natürlich war also jene Personification Homers, der eine Anzahl Grazien zum Gefolge der königlichen Juno machte; aufwartende Gefälligkeit war ihr Charakter. Für eine Gefälligkeit, die ihr der Schlaf erwiesen hatte, versprach sie ihm Eine der jüngsten, also

auch der gefälligsten Grazien, *Pasithea*, zum Dank, zum Lohne.

Drittens. Da Schönheit und Reiz sowohl zum Erfreulichen als Gefälligen des menschlichen Lebens gehören: so ging der Begriff der Grazie sehr bald auf persönliche Anmuth über. Jener Jüngling war mit Grazie geschmückt, (übergossen, gesalbet,) diesen Helden zierte *Pallas* mit Anmuth.

Auch diese dritte Bedeutung ward frühe zur Personification. Schon beim *Homer* ist es der Grazien Amt, als Dienerinnen die göttliche *Aphrodite* zu schmücken, zu salben, zu kleiden; und bei *Hesiodus* schmücken die Grazien sammt der *Pitho* die junge *Pandora*. *Hephästus* (*Vulkans*) Gemahlin ist eine *Charis*, weil Kunst das Gefällige sucht und sich mit Anmuth paaret. Bei *Pindar* ist es die *Charis*, die Allem, insonderheit der Poesie, dem Gesange, dem fröhlichen Gastmal, dem Tanz, jedem SiegsAufzuge Leben und Anmuth giebt. Nichts ist gefällig, nichts ist erquickend, was nicht in ihrem Garten wuchs, was ihre holde Hand nicht berührte. Hier geselleten sich also Grazien und Musen, die auf dem *Parnas* neben einander wohnen: denn auch die Werke der Musen waren ohne sie ungefällig und reizlos.

- Die *Charis* ist, die den Menschen alles verfüßt,
Die den Reden Ansehen schaft;
Oft macht sie selbst das Unglaubliche glaubhaft.

Der Dichter *Hermesianax* konnte also mit Recht

Eine der Huldinnen Pitho, die Ueberredung nennen; und Pindar ist der Dichter der Grazien dadurch worden, daß er sie in jeder Bedeutung des Worts als Dank, Ruhm, Freude, Anmuth des Lebens, Süßigkeit des Wohlgefallens und des guten Beifalls, als die Blüthe jeder Kunst und Weisheit preiset.

Pindars Gesang an die Grazien.

Die ihr den Cephisusstrom und der schönen Rose
 Nährerin - Flur zu eurem Sitze bekamt,
 Ihr des glänzenden Orchomenus gepriesenen Königinnen,
 Von Alters her, Aufseherinnen des Minyerstamms,
 Ich fleh' euch, Grazien, hört!
 Denn nur durch Euch, wird, was den Sterblichen lieblich
 Und süß ist. Wer ein weiser, wer ein schöner,
 Ein glänzender Mann ward, wars durch Euch.
 Selber die Götter begehrt
 Ohn' Euch, Ehrwürdige,
 Weder Reigentänze, noch Mahle;
 Alles ordnen im Himmel
 Die Grazien an;
 Neben dem Pythischen,
 Mit dem goldnen Bogen bewehrten Apollo
 Segen sie ihre Thron' und preisen
 Des Olympischen Vaters unendlichen Ruhm.
 Töchter des mächtigsten unter den Göttern,
 Ehrwürdige Aglaja, du

Liederfreundin Euphrosyne, höret mich:
 Du auch Gesangesfreundin, Thalia, die jetzt
 Auf günstigem Glük den Hymnenchor
 Leichtschwebend daherziehen sieht:
 (Denn in Indischer Weise
 Mit vorbedachten Gesängen
 Den Asopichus zu singen kam ich hieher;
 Da der Minder Stadt in Olympia Siegerin ward,
 Thalia durch dich.)

Echo, geh' in das schwarzummauerte Haus
 Der Proserpina, bringend
 Dem Vater die fröhliche Botschaft.
 Wenn du dort den Kleodamus siehst,
 Melde vom Sohn ihm,
 Daß er sein jugendlich Haar
 Im Schoos der herrlichen Pifa
 Gefränzt hat mit der edelsten Kämpfe Fittigen!

Viertens. Nach diesem Gesange Pindars sollte man kaum erwarten, daß die ehrwürdigen Göttinnen Aglaja, Thalia und Euphrosyne blos als hübsche Mädchen, als gesellige Schwestern, und angenehme Gesellschafterinnen vorgestellt würden, an denen nichts bedeutend ist, als Hände die sich umschlingen, und etwa ein Anblick fröhlicher Unschuld. Man wird sagen: Dies seyn die Grazien Hesiods; * von Anbeginn

* Über Oceanus Tochter, Eurynome, herrlich an Ansehn,
 Ward die Mutter der drei Huldinnen, schönwangige Mädchen,

aber ist's nicht also gewesen. Nicht im Olymp allein saßen Pindars Grazien neben Apollo und singen mit ihm das Lob des höchsten Gottes; auf Erden auch waren sie, sobald sie nicht mehr in rohen Steinen verehrt wurden, und goldene, marmorne, oder aus Marmor und Golde zusammengesetzte Bildnisse bekamen, nie ohne Bekleidung. Neben dem Apollo, oder mit den Eumeniden verehrt, waren sie Ehrwürdige Göttinnen; zu Delphi selbst standen ihre Bilder neben dem Gottesbilde; in Smyrna standen sie den Göttinnen des Orts, der zwiefachen Nemesis zur Seite. In Athen hatten sie ausgezeichnete Altäre, im Odeum, beim Eingange der Acropolis (wo Sokrates sie gebildet hatte,) allenthalben bekleidet. Pausanias weiß nicht, wer sie zuerst nackt zur Schau gestellet habe; wenigstens war es kein Weiser. Denn unser Jüngling hat Recht: Drei unbedeckte, weibliche Körper in Einerlei Stellung, in welcher kaum die Hände bedeutend sind, können am Ende zu nichts, als zum müßigen Zierrath dienen; daher wir für den Charakter, den diese Grazien ausdrücken sollen, unfreitig lieber die Kindheit wählen würden.

Dieser vierte Charakter ist Schwesterliche Gesel-

Euphrosyne, Thalia, die lieblich, samt der
Aglaja

Holde, von deren Augenliedern die süßeste Liebe
Träuft, die die Glieder uns löst; so huldreich blicket
ihr Auge.

Hesiod. Theogon. 907.

Auch im Orphischen Hymnus heißen sie Καλυκωπιδες
μυροσσαι.

ligkeit im jugendlichen Tanz und fröhlicher Unschuld. Weder Liebreiz soll er ausdrücken, noch eine Würde hoher Namuth; er tändelt jugendlich mit Rose, Myrte und dem Spielwürfel (talus.)

Wenn also von Vorstellungen der Kunst die Rede ist, so muß man durchaus Grazie (*χάρις*) als eine Eigenschaft oder Charakter, von den drei nackten Grazien des neuern Styls unterscheiden. Jener, die Grazie, ist ein so umfassender, hoher und reicher Begriff, daß er durch drei nackte Mädchen, die sich einander die Hände reichen, weder ausgedrückt werden konnte, noch sollte.

Selbst wenn Winkelmann in seiner vortreflichen Beschreibung der Grazie in den Werken der Kunst, (Gesch. der Kunst S. 229. Dresdn. Ausg.) die zwei ältesten Ehrwürdigen Grazien der Griechen hieher zieht und sie mit der himmlischen und irdischen Venus vergleicht, wenn er die Bilder dieser Göttinnen an Jupiters Thron und in der Juno Krone hieher zieht; so ist's bloß Schmuck der Rede: denn seine Beschreibung der hohen Grazie in Werken der Kunst ist fast ein Hymnus. Sonst hat jene himmlische Charis, die sich über Werke der Schönheit ausgießt, von den Kunstgebilden, die man Grazien nennet, sehr wohl unterschieden, und die letzten bloß als Dienerinnen an den Ort gesetzt, der ihnen gebühret.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Unterschied von Allen bemerkt wäre, die über Grazie und die Grazien schrieben. Drei Zierrathgestalten haben das Glück gehabt, welches selbst Pallas, Juno und Aphrodite nicht hatten, daß man von ihnen theils nie etwas Böses, wohl

aber ein tausendfaches Gutes sagte, das nicht ihnen, sondern der *Charis* selbst gebührte. Fast haben sie uns erstickt mit süßduftenden Worten.

Künstler von gutem Geschmack trugen Sorge, ihren Grazien etwas zu thun zu geben, um sie ihrem Handum-schlingendem Müßiggange zu entreißen. Die Jungfrau'n mußten an ihr Geschäft, eine Göttinn oder wer der Göttinn gleich seyn sollte, zu schmücken, zu salben, zu zieren. Sie brachten sie mit Kindern, mit dem Amor, dem Merkur, Apollo, oder sonst in Gesellschaft. Die Kleider, die ihnen Amor geraubt hatte, wurden ihnen wiedergegeben, und so konnten sie in tausend Schmeicheleien und Artigkeiten anmuthig werden.

Endlich gieng ihre ursprüngliche Bestimmung, die das Wort Gefälligkeit, Dank (*χαρις*, *gratia*) sagte, auch in sittlichen Deutungen hervor. Plutarch, die Anthologie u. a. haben dergleichen Bezeichnungen; die Subtilste von allen hat Seneka aus dem Chrysispus; (de benefic. L. 1. C. 3. 4.) wo sogar jeder Umstand ihrer Vorstellung auf das Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthaten deutet. Ich wünschte die schöne Stelle anführen zu können; sie ist aber zu lang und etwas zu subtil; dadurch schadet sie der unstreitig schönsten Bedeutung dieses Bildes: Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthat *con grazia* mit Anmuth.

Unsre deutschen Worte: hold, holdselig, Huld, Huldinn, Anmuth u. f. drücken aus, was die griechischen Worte *χαρις*, *χαριτες*, und die lateinischen

gratia, Gratiae ausdrückten; nur in Fortleitung und Anwendung dieses Begriffs, haben wir nicht eben wie die Griechen der Grazie geopfert. Jeder Versuch, der uns die ächten Grazien der Menschheit, Wohlwollen, Dankbarkeit und thätige Freude bekannt macht, ist eines freundlichen Blicks der Charis werth, die in wohlwollenden Herzen wohnt: denn was heißt anmuthig, als was uns hold anmuthet, was wahr und lieblich unserm Herzen zuspricht?

An die Huldgöttinnen.

Ein Orphischer Hymnus.

Höret mich Huldgöttinnen, in großem Namen Verehrte,
 Töchter Zevs und der Rhönen Eunomia, glänzend an Ansehn,
 Du Aglaja, Thalia, Euphrosyne, Fröbliche, Holde,
 Freudegewährerinnen, ihr Liebenswürdige, Reine,
 Immerblühende, Vielgestaltige, schwebend in Tänzen;
 Stets den Menschen erwünscht und ersehnt, Anmuthige, Süße,
 Kommt, Glückbringerinnen, und seid den geweihten günstig.

II

Die Theilung der Erde.

Da! Nehmt sie hin, die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
 Den Menschenkindern zu. Nehmt! Sie soll euer sein
 Euch schenk ich sie zum ewigen Leben,
 Doch theilt euch brüderlich darein!

Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten,
 Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
 Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
 Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte sein Gewölb, die Scheune
 Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
 Der König sagte: Jeglichem das Seine:
 Und mein ist — was geerntet wird!

Ganz spät erschien, nachdem die Theilung längst geschehen,
 Auch der Poet, (er kam aus weiter Fern)
 Ach! Da war überall nichts mehr zu sehen,
 Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh mir! So soll denn ich allein von allen
 „Vergessen seyn, ich dein getreuester Sohn!“
 So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
 Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet
 Antwortete der Gott, so habre nicht mit mir.
 So warst du denn, als man die Welt getheilet?
 „Ich war, sprach der Poet, bey dir.“

„Mein Auge hieng an deinem Stralenangefichte,
 „An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
 „Verzeh dem Geiste, der von deinem Lichte
 „Berauscht, das Irdische verlor!“

Was kann ich thun, spricht Zeus. Die Welt ist weggegeben,
 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
 Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
 So oft du kommst, er soll dir offen seyn,

III

Die Thaten der Philosophen.

Den Satz, durch welchen alles Ding
 Bestand und Form empfangen,
 Den Kloben, woran Zeus den Ring
 Der Welt, die sonst in Scherben gieng,
 Vorsichtig aufgehangen,
 Den nenn ich einen großen Geist,
 Der mir ergründet, wie er heißt,
 Wenn Ich ihm nicht drauf helfe.
 Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
 Der Mensch geht auf zwey Füßen,
 Die Sonne scheint am Firmament,
 Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
 Durch seine Sinne wissen.
 Doch wer Philosophie studiert,
 Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
 Weiß, daß das Nasse feuchtet
 Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
 Der Held besteht Gefahren,
 Der brave Mann thut seine Pflicht,
 Und that sie, ich verhehl es nicht,
 Eh noch Weltweise waren,
 Doch hat Genie und Hertz vollbracht,
 Was Lock und Leibniz nie gedacht,
 Sogleich wird auch von diesen
 Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
 Dem Schwachen troßt der Kühne,
 Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
 Sonst geht es ganz erträglich schlecht
 Auf dieser Erdenbühne.

Doch wie es wäre, fieng der Plan
 Der Welt nur erst von vornen an,
 Ist in Moralsystemen
 Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
 Zu seinem großen Ziele,
 Nur in dem Ganzen wirkt er,
 Viel Tropfen geben erst das Meer,
 Viel Wasser treibt die Mühle.
 Drum flieht der wilden Wölfe Stand,
 Und knüpft der Staaten daurend Band“
 So lehren vom Katheder
 Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
 Nicht gleich zu allen dringet,
 So übt Natur die Mutterpflicht,
 Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
 Und daß der Reif nie springet.
 Einstweilen bis den Bau der Welt
 Philosophie zusammenhält,
 Erhält sie das Getriebe
 Durch Hunger und durch Liebe.

IV

Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.

In einem der vorigen Aufsätze * ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmassungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkührlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles, und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkührlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefährvollem Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgeföhle ausschliessend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

- * Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nehmlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den Einen Theil nur so lange bindet; als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als notwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe bloß auf materielle Gegenstände gehen, und ein Ego-

ism von der gröbbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft bloß als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Bertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist so er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemessene Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in

demselben Objekte zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen, dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft, als moralische Richterinn, zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständnis beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitige Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse Acht-

zung zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubruchigen Untertban gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich mit Gleichen handeln. Die Waagschaalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und keiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der

schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben. Wer sollte wohl einem Affekte misstrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unfertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützig, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen, und unsere sittliche Würde als ein Bestandteil unsrer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unsrer Willkühr steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft, und über unsre Selbstliebe einen glorreichen

Sieg zu erfichten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman *Liaisons dangereuses* findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Grosmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelicatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschnücken, ihren Karakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken

tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu treten, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Jüngling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugnis des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille

den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft sich dieser Würde anzumessen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung scheuen läßt, was sie ihr abfordern könnte; denn unter dem Schein von Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe des

Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der um zu genießen nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsfinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

V

T h e o p h a n i e.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergeße die
 Götter des Himmels,
 Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

VI

Einem jungen Freund

als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling
bestehen,
 Ob das Eleufische Haus nun den Bewährten emp-
pfing.
 Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu be-
treten,
 Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athens ver-
wahrt?
 Weißt du schon, was deiner dort harret? Wie theuer
du kaufest?
 Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen be-
zahlst?
 Fühlst du die Stärke genug der Kämpfe schwersten zu
kämpfen
 Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken
entzweyn,
 Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu
ringen,
 Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu
gehn,
 Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Un-
schuld
 Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit
versucht?

Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht
 sicher,
 Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich
 verschlingt.
 Manche giengen nach Licht, und stürzten in tiefere
 Nacht nur;
 Sicher im Dämmerchein wandelt die Kindheit
 dahin.

VII

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling:
 Wenhe mich, sprach er zu ihm, ein in die gött-
 liche Kunst,
 Die so herrliche Früchte dem Vaterlande getragen,
 Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca *
 beschützt.
 „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der
 Weise,
 Aber das war sie mein Sohn, eh sie dem Staat
 noch gedient.
 Willst du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche
 zeugen,
 Wer um die Göttinn freyt, suche in ihr nicht
 das Weib.“

* Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen
 Syrakus bediente.

VIII

Ueber das Naive.

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landschaften; so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthat, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade Gegenteil statt finden) sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bey dem Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in kunstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfnis erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affekation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten

werde; zweitens daß er (in weitester Bedeutung des Worts) *naiv* sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hiazukommt, und nicht eher, wird die Natur zum *Naiven*.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur, mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des *Naiven* in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. * Daraus erhellet, daß diese

* Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daß wenn wir von einem Menschen den Schlaa der Nichtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden, und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel vom intellektuellen Interesse am Schönen in der Critik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Ent-

Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemoogter Stein, das Gezitscher der Vögel, das Summen der Bienen zc. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Führung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu be-

deckung von dem hohen philosophischen Beruf dieses Mannes (welcher schlechterdings beyde Eigenschaften verbunden fodert) zu überzeugen.

schänen, unsre Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affectiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen, und andere Liebhabereyen dieser

Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die, allen Menschen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einfachheit und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur bey Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engeren Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit soviel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt) ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Anschuld hinauf sehen, gerathen wir in Rührung,

und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag; in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganze eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht theoretisches Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst

aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenschießen.*

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreierley Ingrezienzen in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „ Etwas aus beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen Gefühl der Achtung) zusammengesetztes findet sich in der Naivität, die der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht sich zu verstellen und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und den schönen Schein vorsichtig angelegten Aeußerung und siehe es ist die unverdorrene schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie bliken ließ, zu entblößen auch nicht gemeynet war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß

Zum Naiven wird erfordert daß die Natur über die

„gleichsam der Schalk in uns selbst bloß gestellt wird,
 „bringt die Bewegung des Gemüths nach zwey entgegen-
 „gesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich
 „den Körper heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was un-
 „endlich besser als alle angenommene Sitte ist, die Lauter-
 „keit der Denkungsart, (wenigstens die Anlage dazu) doch
 „nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt
 „Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft.
 „Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist und die
 „Defe der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird,
 „so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, welches
 „eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel mit
 „einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt,
 „und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich
 „auch die Verlegenheit dessen, der den Stoff dazu hergiebt,
 „darüber daß er noch nicht nach Menschenweise gewisigt
 „ist, zu vergüten pflegt. —“ Ich gestehe, daß diese Erklä-
 rungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich
 deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas
 behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem
 Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden
 werde, wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich
 jemand durch Naivheit bloß giebt, und in manchen Fällen
 mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung,
 die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch die Naiv-
 heit der edelsten Art, das Naive der Besinnung erregt im-
 mer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts

Kunst den Sieg davon trage * es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Besinnung und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Besinnung darf sie es nicht seyn,

aufgeldste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsre Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder vielmehr der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplizität in der Menschheit.

Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künsteleien, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang steht, ein ähnliches Gefühl in uns erregt.

doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als *naiv* auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur solange den reinen Eindruck des *Naiven*, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das *Naive* ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim *Naiven* der Ueberraschung wie bei dem der Besinnung muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des *Naiven* vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches, dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als *naiv*. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künsteley, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es *naiv* zu nennen. * Es wird also erfordert, daß die Natur

* Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinne, Ungefügigkeit den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist *naiv*, wenn es sich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dgl. aus freyer und gesunder Natur dispensiert. Dasselbe findet auch bei dem *Naiven* in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Ue-

nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innere Nothwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg verschafft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bey dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem was

bertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpeheit seine Lektion schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freyheit vergißt.

die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naive gestimmte hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der, durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurch bricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art, mit der Schadenfreude, einen Menschen er-
 tappt zu haben; denn die Natur im Gegensatz gegen die Künstelei und die Wahrheit im Gegensatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Gegenstand. *

Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber denn haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsre Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen So

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und genießen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre zekünsteltesten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder

wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude sobald wir jemand durch seine Naivheit in Gefahr gesetzt sehen.

jener Mann für Armuth verschmachte, und das Kind hingibt, und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfnis, und auf das nächste Mittel es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel lehrt ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in so fern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünsteltesten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst

an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äußersten Grenze zwischen beiden schweben, und bey denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritischsten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthen die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthen im höchsten Grad interessiert war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters versetzte, in diesem Falle zu thun hatte ist keine Frage; wohl aber wie weit eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die

Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu disimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinem Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bey keinem Papste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl,“ hieß es unter andern, daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehreren Jahren viel Abscheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn sich der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem Papst auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind abgewichen, und schon seit lange ist keiner unter uns gewesen, der etwas Gutes gethan hätte auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befehlt er dem Legaten in Seinem Nahmen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen dessen, was vor ihm von den Päbsten geschehen, nicht dürfe getadelt werden, und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch in einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f. Man kann leicht denken, wie eine solche Naivität des Papstes von der römischen Klerisey mag aufgenommen worden seyn; das wenigste, was man ihm Schuld gab war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes wurde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden sey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Sottise in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben vielmehr Ursache zu glau-

ben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit gieng zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Pabst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, begieng er den unverzehblichen Fehler, Verhaltensregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Nach muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu er-

weiter, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltesten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplizität und Leichtigkeit lösen; das Ende des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles was die gesunde Natur thut ist göttlich) seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privat-Leben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbnis decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfnis zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir

wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht, Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr, werden sobald sie durch ihr Genie groß sind einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Turenne, Vendome zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bey der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im moralischen eben so schwer als dem Mann im intellektuellen mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt diese Naivheit der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule Genialische Freyheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam naschend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende

Schuld so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Roheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur insofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkühr und die phantastischen Begriffe des Menschen einen naiven Charakter bey. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen lenken, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über

unsere eigene schlecht gebrachte moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermigte sittliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herben, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prærogativ unserer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsre Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frey geworden, und haben beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur; eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmach-

tet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich aneckelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Ersatz muß die Freiheit selbst seyn, aus der sie fließen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besizes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freyer Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzig guten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür; daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wiederfindest, aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharaktere hängen können, bey demselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschrei-

bung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint, in seiner Liebe für das Objekt, keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst und dem was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wisbegierde, als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir Neuern. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifiziert und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungedultige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale, und Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreyheit, der uns so vielem Streit mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist, gerade umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.“

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem was Natur ist, von den Aen so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit

an ihr hängen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur ausserhalb dieser, in der unbeselten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere grössere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließet, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hängen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen, daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur ausser uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *

- * Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her hingegen war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte.

Bei diesen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Nachwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er, ausserhalb dieser, auch nicht von ihr überrascht werden, und kein so dringendes Bedürfnis nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst, und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles andre derselben zu nähern bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszusehen, und eine so mißlungene Form aus unsern Augen zu rücken.

In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr, als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuschrecken, und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Saubirt den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichtermwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am stärksten gerührt werden, und demselben einen Rahmen geben. Diese Nation waren, so viel ich weiß die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äußerst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern besonders dem Aeschylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nehmliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters preißt die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte

man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster ist. Auch im Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermisst, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit denselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist kalt, gleichgültig, verschlossen, ohne alle Vertraulichkeit. Streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, entzieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das

ihn umfassen will. Nichts erwiedert er, nichts kann ihn schmelzen, oder den strengen Gürtel seiner Nüchternheit lösen. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Object besigt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern will wie das Gold in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muß des erstern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwen höchst verschiedene, durch den unermesslichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die Herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da fest hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltberzig fortrif, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren; kurz das Object in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum

Lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaucus und Diomed im Gefecht auf einander stossen, und nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwey Ritter und Nebenbuler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Saraccne, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd besteigen. Beyde Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beynabe gleich, weil beyde den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivheit der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bey Beschreibung dieser ähnlichen Handlung. Ariost, der Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bey der Er-

zählung dieses Vorfalls, seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakterisieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person: Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!

Die Nebenbuler waren, die entzweit

Im Glauben waren, bitterm Schmerz noch litten

Am ganzen Leib von feindlich wilden Streit,

Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten

Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.

Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte

Biß wo der Weg sich in zwey Straßen theilte.

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaucus seines Gegners Erzählung, daß dieser von Västerzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, so steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,

Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.

Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.

Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,

* Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 32.

Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schen-
kel erreichen;

Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du
erlegest.

Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die
andern

Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns
rühmen.

Also redeten jene, herab von den Wagen sich schwingend
Faßten sie beide einander die Hand und gelobten sich
Freundschaft. "

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objecte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz in dem Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zeus, daß er ohne Besin-
nung

Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit
ehrnem

Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die an-
dern *

* Ilias. Vossische Uebersetzung. I Band. Seite 153.

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studiert, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Im nächsten Stück einige Worte über die sentimentalischen Dichter.

IX

B r i e f e

über Poesie, Silbenmaaß und Sprache.

E r s t e r B r i e f

Der Dichter, so rühmten von jeher die glühenden Bewunderer seiner Kunst, ist vor allen andern Sterblichen ein begünstigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die seinige athmet in reinem Aether, sie ist eine Tochter der unsterblichen Harmonie. Fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangne wieder ausströmt, wird die Belohnung seiner Wohlthat. Leicht und fren wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der seine begeisterte Stirn verklärt, fordert Anbetung von seinen erstaunten, hingerissenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuschte Erwartung, liebste Freundin, wenn anders mein feyerlicher Ton dich irre führen konnte) dieser Dichter ist selbst nur ein Ge-

schöpf der dichtenden Phantasie. Wie viel anders erscheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in seiner Werkstätte belauscht! Denn er hat eine Werkstätte wie jeder andre Künstler. Wohl nur scherzend hat man sie mit einer Schmiede verglichen: hier scheinen nicht so wohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Enklopen, als Nadeln zugespitzt zu werden. Das schönste Gedicht besteht nur aus Versen; die Verse aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Diese müssen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemessen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verse endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß ist noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm figelt, wenn nach bestimmten Zwischenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Diese muß der Dichter also auffuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Westen bis Osten durchstreifen. Bey großer Anstrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewisses erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entschädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zusammenbuchstabirt wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geist demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt ist! Gewiß, der Fluch der Mühseligkeit, der sich über alles menschliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweife deines Angesichtes sollst du Verse machen! Mit Schmerzen sollst du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indessen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdest

mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willst. Sieh, das ist eben das schlimmste. Andre wackre Leute dürfen sich wenigstens ihrer Arbeit nicht schämen; ja sie finden eine Erleichterung darin, es unverbohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erschöpfung nahe sind. Um den Dichter wäre es geschehen, wenn er sich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß sich knechtischem Zwange mit der stolzen Miene der Freyheit unterwerfen. Seine mit Fesseln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubst, er ruhe wohlküstig auf Rosen, während er sich auf dem Bette des Prokrustes peinlich dehnt oder krümmt.

Freylich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus seiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim ist hinlänglich, um ihn in dem kühnsten und glücklichsten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er diese spröde Echo, ohne daß sie ihm antwortet. Ja, nicht selten bricht der geheime und anhaltende Zwiespalt zwischen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in so heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beyder Parteyen zu schonen, zu einem Machtspruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiste seiner Zuhörer, oder auch wohl mit beyden verderbt.

Hiemit hängt der Umstand zusammen, der dich gewiß in deiner Meynung von der geringen Wichtigkeit metrischer Vollendung bestärkt hat, und sie in der That zu be-

günstigen scheint: daß nämlich die größten Originaldichter oft ein gewisses Ungeschick zum Versbau verrathen, und sich mehr als billig darin erlauben. Wenn Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichsam von außenher gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauschen, weglassen und hinzusetzen. Der selbstständige Geist hingegen, welcher sie tief aus seinem Innern schöpft, würde bey diesen Umwandlungen an seinem theuersten Eigenthum, ja gewissermaßen an seiner Person leiden. Nicht zum Dienen erschaffen, unterwirft er sich daher das Sylbenmaaß; und sollte selbst der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabey. Es ist zweifelhaft, ob Dante und Shakespeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, sich um Tasso's und Popens glückliche Geschmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn sich indessen jene unabhängige Fülle nicht mit diesem Talent in derselben Organisation verträgt, so macht sie es auch entbehrlich

Vielleicht bist du mir bey der obigen, leider nicht übertriebenen Schilderung schon mit den Fragen zuvorgeeilt, die sich hier natürlich darbieten: Wozu also jene Einschränkungen? Ist das Sylbenmaaß der Poesie wesentlich? Ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüsse eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von seinem Gegenstande erfüllten Geistes, nach einer mechanischen Regel abzumessen? Und sollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit seines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es ist unlängbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unsrer Be-

merkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raschen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poesie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verschwistert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erstreckt sich also fast eben so weit als die bewohnte Erde; seine Erfindung ist nicht viel jünger als das Menschengeschlecht.

Ben einer so allgemeinen Ansicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bey den Alten würde man sie vergeblich suchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein ist das Sylbenmaaß bey keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatische Dichter diesen Schmuck verwirft oder vernachlässigt, so muß er zugleich alle Ansprüche auf eigentlich dichterische Schönheiten des Dialogs aufgeben, und selbst der tragische Schauspieler thut in diesem Falle wohl, den Kotburn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beschränkung des Gebietes der Poesie gelten als für eine Erweiterung, wie man sie bey der sogenannten poetischen Prose im Sinne gehabt zu haben scheint. Wirst du es auf dich nehmen, dieser zweydeutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Name weißagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bey den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der spätern Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmaaßung, oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prose vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Merke auch, daß sie unter den neuern Sprachen am besten in der Französischen gediehen ist, welche mehr den Zwang

Die Hören. 1795. 11tes Et. 6

als die Mußt der Sylbenmaafse kennt. Es mag ihr also hingehen, daß sie sich für eine Verwahrlosung der Natur an der Kunst zu rächen sucht. Bei einigen geschätzten Werken dieser Art unterscheidet man billig den Geist der Urheber von dem Werke der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinstimmung der verschiedensten Völker und Zeiten läßt sich unmöglich zu einem willkürlichen, zufälligen Einverständnisse herabsetzen. So unstatthaft es ist, von der Allgemeinheit einer Meinung auf ihre Wahrheit zu schließen, wie man oft gewagt hat, so zuverlässig berechtigt uns die Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menschen zuzuschreiben; zu behaupten, sie gründe sich auf irgend ein körperliches oder geistiges Bedürfniß seiner Natur. Strenge genommen ist überhaupt nichts im menschlichen Thun willkürlich, auch das nicht, woran sich keine Spur von Absicht wahrnehmen läßt: wenn man sich vornimmt, einmahl ohne allen Grund bloß nach Willkühr zu handeln, so ist eben dieß schon der Grund, welcher den Willen bestimmt; und am unwillkürlichsten handeln wir unter dem Einflusse dunkler Antriebe, die sich unserm Bewußtseyn entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menschen, was nicht durch wesentliche Verhältnisse notwendig bestimmt, sondern durch fremde Umstände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengesetzten Einwirkungen des Himmelstrichs und der Lebensweise, bei der abweichendsten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung, immer wieder, dem Wesen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhythmische Gang der Poesie dem Menschen nicht weniger natürlich ist als sie selbst. Beides ist keine überlieferte Erfindung, sondern eben so einheimisch in den erstarrten Wüsten längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südseeinseln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall wo nur Menschen athmeten und lebten, empfanden und sprachen, da dichteten und sangen sie auch. Dieß bezeugt die älteste Sage der Vorkwelt, die selbst nur durch den Mund der Poesie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen seinen Gestalten, von der einfachsten Natur bis zu den sinnreichsten Erweiterungen der Kunst, vom Freudensprunge des Wilden bis zum Noverrischen Ballet, nie die Begleitung der Musik entbehren gelernt. Dagegen bestehen jetzt Poesie und Musik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden sich vereinzelt in den Seelen verschiedner, oft sich missverstehender Künstler, und müssen absichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuschung des Vortrages wieder eins zu scheinen. Es ist mit diesen Künsten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder sie alle für seine eigene Nothdurft; mit dem Fortgange der geselligen Ausbildung schieden sie sich mehr und mehr. Der absondernde Verstand hat sich selbst an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, dessen Wirksamkeit im Verknüpfen besteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, desto mehr gelingt es ihm, jeden Zusammenhang zu lösen, der sich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Als

Dann spielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was seine Geschäftigkeit zerstört hat, sey nie wirklich vorhanden gewesen. Aber der geheimste Zusammenhang ist oft auch der innigste, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erschöpft, sondern auf solchen Beschaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln suchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht ist, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menschliche Natur sich selbst darstellt, bietet uns von dem, was ich eben sagte, ein auffallendes Beispiel dar. So wie sie auf der einen Seite, vom Verstande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen seinen Verrichtungen zunimmt, so büßt sie auf der andern an jener ursprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zusammenhange zwischen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenlose Mannigfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, so sinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchstaben hinab. Zwar ist es unmöglich, daß dieser jene völlig verdrängen sollte, weil der Mensch immer ein empfindendes Wesen bleibt, und sein angeborener Trieb, Andern von seinem innersten Daseyn Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie sehr ihn auch die Herrschaft des Verstandes, der sein Wesen, so zu sagen, immer außer uns treibt, schwächen möge) doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptsächlich in der Gestalt

wie sie zum Vortrage der deutlichen Einsicht, der Wissenschaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrene Spuren ihres Ursprunges, von welchem sie so unermesslich weit entfernt sind; wir können sie fast nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft festgesetzter Zeichen betrachten. Indessen liegt doch jene innige, unwiderstehliche, eingeschränkte, aber selbst in ihrer Eingeschränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; sie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poesie möglich. Der ist ein Dichter, der die unsichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, sondern sie auch ändern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in seiner Sprache geschehen kann, bestimmt ihre poetische Stärke.

Ich hatte dir vorgeworfen, du wärest bey deinem seelenvollen Vorlesen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigstens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil da dich niemahls im mindesten um die Verkunst bekümmert hast. Du wolltest dieß zwar nicht eingestehn, doch einige prosodische Erörterungen dir wohl gefallen lassen, wenn sie nur recht kurz und bündig wären; und nun findest du dich unversehens von der Mühe, die es heut zu Tage unsern Dichtern kostet, die Geburten ihrer Phantasie in Verse, oder, wie die ehrlichen Alten sagten, in Reime zu zwingen, bis zum Ursprunge der Poesie, ja bis zur ersten Entwicklung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indessen lieber jener sinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Philosophie und dem Dithyramben, als der Absicht zu, dich mit Hinterlist in theoretische Untersuchungen der Kunst zu verstricken, vor welchen ich deine Ab-

neigung kenne. Du weißt, daß ich selbst die Theorie, an sich betrachtet, nicht liebe, sondern sie nur als ein notwendiges Uebel ansehe. Sie ist für die Poesie der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen: sobald diese davon gekostet hatte, war ihr Paradies der Unschuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters bestand darin, keine Gesetze zu bedürfen; aber in dem unsrigen können wir leider so wenig in der Kunst als in der bürgerlichen Gesellschaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen sie darf sich daher, um nicht unbillig zu seyn, nur wider die Machtgebote des Systems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Gesetze der Kunst ausgiebt, oder wider die gesetzgebende Anmaakungen des Philosophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Diesem Misverständnisse wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, statt des wissenschaftlichen Vortrags, die mehr anziehende historische Form geliebet hätte. Sie kann sie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunst wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendste, was sie seyn soll. Auch ist nicht zu besorgen, die Ansichten der Theorie möchten dadurch beschränkt werden; sie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunst-richter ein so enges Regelaebäude errichtet, weil sie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künstlichen Bildung vor Augen hatten; weil sie sich nie bis zur Weltgeschichte der Phantasie und des Geübels erhoben. Welch ein weiter Horizont ist es, der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemahls irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt! Gewiß, der Forscher hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen, daß er jenseit desselben nichts wahrzunehmen vermag, und es

dem dichtenden Geiste überlassen muß, die noch nicht vorhandne Vortreflichkeit vorherzusehen.

Meine Absicht ist, dir darzuthun, daß das Sylbemaß keinesweges ein äußerlicher Zierrath, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt ist, und daß sein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebey von allgemeinen Grundsätzen auszugehen, weil mir das meiste von unsrer so wunderbar zusammengesetzten äußern und innern Organisation abzuhängen scheint, welche wir als eine Thatsache erst aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geschichte der Metrik würde bey mir weit mehr Kenntnisse, bey dir vielleicht mehr Geduld erfordern, als wir beyde haben. Indessen dürfen wir doch nicht bey den Werken unsrer heutigen Dichtkunst stehen bleiben, deren musikalischer Theil, ganz vernachlässigt, beyuah verstummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erscheint sie uns durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach bereichert oder entstellt, und dem Eigensinn der Gewohnheit oft so unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Ursprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu suchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es ist, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erst unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunst (wenn sie anders da schon diesen Namen tragen soll, der die Vorstellung von besonnenen Absichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur selbst gepflegt und erzogen ward. Diese Wandrung wird wohlthätig für uns seyn; wir werden

sie nicht in Gesellschaft jenes höchst verfeinerten Geschmacks anstellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bey einer gänzlichen Erstorbenheit des innern besteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa diese. Der Zwang des Sylbenmaases scheint bey der Aeussierung lebhafter Vorstellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Absicht des Dichters, sie andern so vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerspruch zu seyn. Dennoch tritt die Poesie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemessenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte seinen Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinktes mischen. Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz, und das Sylbenmaas war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muß sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen, wenn sie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verstandes seyn will. Dieß hängt genau mit ihrem Bestreben zusammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beynah in natürliche und an sich bedeutende Zeichen umzuschaffen.

Hier bin ich nun auf den Punkt gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünschte. Ich mußte dir diesen Zu-

sammenhang wenigstens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beschuldigtest, ich mache es wie jener Sänger des Trojanischen Krieges, der vom En der Leda anhub, oder wie so mancher Chronikschreiber, der die Begebenheiten seiner kleinen Ortschaft unmittelbar an die Geschichte der Schöpfung anschließt. Laß mich erst in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte sagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufsuchen; hierauf an ihrer fortschreitenden Ausbildung im allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche sie zu erreichen strebt; und endlich zeigen, wie diese durch den unendlich verschiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar sehr abweichend bestimmt, bald begünstigt und bald gehindert wird.

Z w e y t e r B r i e f .

Fast gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin, da du mir bey seiner Ausführung so harte Bedingungen vorschreibst. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunstwortes sagen kann, soll ich nur verschweigen. Allem eigentlich Wissenschaftlichen, sey es nun Metaphysik oder Grammatik, willst du den Zutritt durchaus nicht verstatten. Bestehe nur, deine Absicht hiebey ist weniger, es dir leicht, als es mir schwer zu machen. Du besorgst, ich möchte ein unwillkommenes Licht auf Gegenstände werfen, die du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickst, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum auch nach den strengsten und sorgfältigsten Zergliederun-

gen bleibt unsre eigne Natur uns immer noch ein Räthsel; besonders ist das Gewebe unsrer Empfindungen so fein und dicht, daß sich die einzelnen Faden, woraus es besteht, kaum unterscheiden, geschweige dann unversehr auftrennen lassen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genuße des Ahnens und halben Errathens den forschenden Ernst aufzubeitern.

Wenn du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodischen Unterrichts fliehst, so bist du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach versägter Erkenntniß frey, die zwar uns allen angebobren scheint, sich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen sollen, in deinem Geschlechte am frühesten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Untersuchungen über jene Geschichte hin, die aller eigentlichen Geschichte vorausgeht. Wir steigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekanntem und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den ersten Menschen, als manchmahl um unsre Vetteru und Mubmen. Wir ängstigen uns, wie er doch seine von der armseligsten Thierheit gefesselten Arlagen entwickeln, wie er sich aus so manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bey seiner Erschaffung, ja bey der Schöpfung überhaupt gegenwärtig gewesen zu seyn!

Die Frage vom Ursprunge der Sprache steht mit den Meynungen über den anfänglichen Zustand des Menschen in engem Bezuge. Sie ist sehr alt, denn sie hat schon vor ein paar tausend Jahren Denker beschäftigt; und die mancherley entgegengesetzten Auflösungen, welche man

damahls wie in den neuesten Zeiten versucht hat, erinnern uns zwar, daß es fast eben so schwer ist, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu ersinnen; aber sie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollständige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich sey. Historische Nachrichten kann die Philosophie freylich nicht ertheilen: sie begnügt sich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menschen die Sprache sich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieser Begebenheit nach Zeit, Ort und Umständen erzählen zu wollen. Zwischen der letzten, bestimmtesten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den ältesten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, ist der Abstand so groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indessen von dieffeits und jenseits gewagt, die Lücke ist mit sinnreichen Spielen oder schwerfälligen Grübelen einer gewissen philosophischen Etymologie, die weder der genaue Sprachforscher noch der nüchterne Philosoph anerkennt, reichlich bevölkert, scheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenwesen nicht so unstät und ohne Haltung herumichweben sähe, könnte man wirklich glauben, sie hätten festen Boden unter sich. Was das übelste ist, so haben die mislungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinschaftlichen Stamme abzuleiten, indem man sie mit der philosophischen Theorie über ihren Ursprung verwechselte, diese selbst verdächtig gemacht. Du erlässest mir es gern, dir von den Schulübungen unsers ersten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterrichts, der seiner Unfähigkeit die Sprache zu erfinden zu Hülfе gekommen seyn soll, da doch zu ihrer

Erlernung dasselbe Vermögen erfordert wird, dem ihre Erfindung angehört: nämlich das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzubalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menschen, kraft welcher sie den Dingen diese oder jene beliebigen Nahmen gaben, wie man etwa seine Kinder tauft, und sich also verständigten, ehe sie ein Mittel der Verständigung hatten. Diese beyden Meinungen sind vielleicht noch nicht für immer abgewiesen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre siegreichen Gegner sind nur darin einig, daß sie keine Verirrung aus der menschlichen Natur oder über sie hinaus gelten lassen, und einen wesentlichen Zusammenhang zwischen den ersten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: sie widersprechen sich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache ist entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenstände ganz allein, oder aus beyden zusammen entstanden. Der Hauptsache und dem Wesen nach lassen sich nicht mehr Systeme denken als diese drey; und wenn die zahlreichen Schriften, worinn sie vorge tragen werden, eine grössere Mannigfaltigkeit darbieten, so liegt sie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Bestimmung.

Nicht dem Menschen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zustandes gewisse Laute ab, die von verwandten Geschöpfen mit einer ähnlichen, oft fast eben so starken, Erschütterung der Nerven, wie die, welche sie erzeugte, vernommen werden. Bey manchen bleibt die Stimme nur für die dringendste Noth, für die heftigsten Leidenschaften aufgespart, und selbst ihre Geselligkeit ist meistens stumm. Andere hin-

gegen ist bey einer Organisation, die sich der menschlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bey beschränkteren Anlagen und einem geringern Maasse von Gelehrigkeit, der vielfachste, beredteste Ausdruck sogar der zarteren Regungen, und, wie es scheint, eine unermüdlische Lust an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menschen, bloß nach seiner körperlichen Zusammensetzung betrachtet, zu jenem rechnet: (und dieß hat allen Anschein für sich; denn zu unsrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichsten Affen viel mehr als der Nachtigall) so ist es allerdings einleuchtend, daß der Schrey körperlicher Schmerzen oder thierischer Begierden, vom ersten Wimmern des Neugeborenen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, sich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entstehung abgesprochen. Selbst die einfachen Ausrufe der Leidenschaft, (Interjektionen) welche auch die verfeinste Sprache noch gelten läßt, sind eigentlich nicht mehr jene unwillkürlich hervorgebrachten Laute selbst, sondern vertreten sie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und stießen also mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinschaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch ist es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Mensch eben so wohl für seine Empfindungen als für seine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche seinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, sondern auch für solche, deren ihn bloß seine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der Prometheusche

Funke in dem Stoffe, den er belebt, sich freythätig und herrschend beweiset. Diese Zeichen bestehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Gebärden: wenn anders alles, wodurch sich das Innre im Aeuffern offenbart, mit Recht Sprache heist, so verdienen sie eben so sehr diesen Namen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Gebärden sind nachahmend, oder zeigen auch gleichsam auf die Gegenstände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anschaulich zu machen; allein in den meisten redet das Gefühl, und zwar wendet es sich hiebei nicht an den Verstand, als an den Ausleger seiner Aeufferungen, sondern weiß sich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beispiel die Mienen eines Traurigen sehen, und den Ton seiner Stimme hören, ohne die Worte zu verstehen; ist etwa erst ein Schluß nöthig, um uns von seiner Gemüthslage zu unterrichten? Oder wird nicht vielmehr durch die Eindrücke auf Auge und Ohr in unsern innern Organen, und dadurch in unsrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? „Jede Regung,“ sagt ein alter Philosoph, „hat von Natur ihre Gebärde, Miene und Stimme; der ganze Körper des Menschen gleicht den Saiten einer Leyer, welche, je nachdem die Seele sie rührt, verschiedne Töne angeben.“ Könnte man dieß schöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um sie zu erklären, an jenes Gesetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgestimmte Saiten, ohne sich sichtbar zu berühren, nur durch die erschütterte Luft ihre Bewegungen gegenseitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls

als der eigennützigte Ideenhandel des Verstandes das menschliche Geschlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden sonst mitten in der Gesellschaft einsam, im Leiden von aller Theilnahme verlassen, im Glücke selbst zu den todten Freuden des Egoismus verdammt seyn.

Diese Sprache schränkt sich keinesweges bloß auf die stärksten Regungen oder eigentlichen Leidenschaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verschiedenen Graden und Abstufungen der Empfindung, im weitesten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zustandes genommen; ja selbst die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Jrgend einer wird daher mit allen ausgesprochenen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künstliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verschaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzusondern. Sobald aber diese Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden sollen, so muß der Leser den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgesprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Gebärden, Mienen und Akzente von irgend einer Uebereinkunft abhinge, oder erst durch die Erziehung erlernt würde, ist aller Zwang der Erziehung und des Wohlstandes nicht im Stande, sie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeuffern vollkommen zu ersetzen. Wie weit man es auch in der Herrschaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag: einige Gefühle sind dennoch zu stark, als daß man ihren Ausdruck völlig ersticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbst wo die verstrickenden Ver-

hältnisse der bürgerlichen Gesellschaft die Verstellung zum täglichen Geschäfte machen, täuscht man sich nicht sonderlich, weil der Scharfsinn im Unterscheiden mit der Geschicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur ist als Schauspielerin dessen, was sie wirklich fühlt, der geübtesten Kunst überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin: jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausschließung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Ansehen? Wir forschen nach dem Ursprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Bestandtheile; wir finden darunter etwas, was so wenig der künstlichen Verabredung oder dem Wize einzelner Menschen angehört, daß es vielmehr durch alle von diesen herrührende Zusätze und Veränderungen unfehlbar geschwächt und entstellt wird; das sich in seiner größten Reinheit und Stärke gerade unter solchen Völkern findet, deren Zustand sich am wenigsten von dem Ursprünglichen zu entfernen scheint, oder deren reiche und regsame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredsamkeit eines Demosthenes beschämt; wodurch endlich Menschen aus den entferntesten Zonen, und, würden sie wieder ins Leben gerufen, aus den entferntesten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir also noch anstehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menschengeschlechts anzuerkennen? Und ist sie das: wie ließe sich noch zweifeln, daß sie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Ursprüngliche ausmacht?

Nun scheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegensatze zwischen thierischem Geschren und artifizirter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der oänzliche Mangel an Verwandtschaft zwischen beiden mache einen Uebergang unmöglich. Es ist wahr, die vierfüßigen Thiere schreien nur; aber die Vögel singen zum Theil: hier sehen wir also schon zwei ganz verschiedene Sprachen, (ohne die vielen Dialekte der besondern Thiergeschlechter zu rechnen) welche die Natur durch die verschiedene Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn so unwahrscheinlich, daß sie auch dem edelsten Thier eine ihm ausschließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Mensch fängt frenlich den Gebrauch seiner Stimme mit Schreien an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Chorasmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländischen Geschichtschreibers * schon in der Wiege die musikalischen Anlagen des Volkes verrathen, indem sie fast melodisch weinen. Allein, man würde sich sehr irren, wenn man von den ersten Uebungen eines noch schwachen Organs einen ungünstigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zustande seiner völligen Entwicklung und Stärke bestimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitschern mit Sperlingen verwechseln. Die Kinder lernen erst durch Nachahmung der Erwachsenen sprechen: beweist dies, daß die dazu erforderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen ist? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortschritte hierin sind im Vergleich mit denen,

* Ibn Arabschah. S. Jones de poësi Asiat. im ersten Kapitel.
Die Hören. 1795. IItes St.

welche sie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langsam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bey Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bey manchen sogar eine Art von Unterricht Statt. Einige Vögel scheinen ja ihren Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch singen? Von der Nachtigall wirst du es dem Dichter und Musiker, die diesen Gedanken so bezaubernd ausgeführt haben *, gewiß willig glauben, ohne auf die Bestätigung des Naturforschers zu warten. Zwar ist schöner Gesang dem Menschen nicht so angebohren, wie diesem beneideten zarten Geschöpfe, das gleichsam ganz Kehle, ganz Wohlklang ist; aber die Stimme auf irgend eine Art singend zu biegen, ist auch den menschlichen Organen sehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erste Sprache mag ein wüßtes Gemisch von Geschrey und Gesänge gewesen seyn: und warum wäre es unmöglich, daß dieses nach und nach gemäßiget und herabgestimmt, durch viele Mittelstufen sich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reisenden noch sehr unartikulirt gefunden, so daß sie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachsprechen, geschweige dann in unsrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür sollen wir uns im Gedränge zwischen diesen zwey entgegengesetzten Systemen entscheiden? Da wir nicht beyde zugleich gelten lassen, und doch weder das eine noch das andre unbedingt verwerfen können, so

* Klopstot und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, Aedon.

müssen wir sie friedlich zu vereinigen suchen. Beide scheinen mir Theil an der Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu seyn, daß sie ihr Grundgesetz des Ursprunges der Sprache als das einzige, mit Ausschließung des andern, behaupten. Die, welche alles auf die Ähnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenständen, erst mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwischen den verschiedenen Sinnen auch mit andern, zurückführen, schränken den der menschlichen Organisation eignen Ausdruck der Empfindung willkürlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menschen in einem widernatürlichen Zustande, zum Beispiel an solchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebohrnen taugen zum Beweise ihrer Voraussetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menschlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerspricht ihr vielmehr. Gleicht der Mensch hierin einem vielbesaiteten, von Leidenschaften mannigfaltig gerührtem Instrumente, indessen der thierischen Eingefränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von diesen ableiten, so bleibt es unerklärlich, wie sie so unendlich hat erweitert und vervollkommen werden können. In der Empfänglichkeit des Menschen allein, wäre sie auch noch so vieles zarter und umfassender als in den übrigen Thieren, liegt kein unterscheidendes Kennzeichen seiner Natur. Er würde also, wie wir es an jenen sehen, mit den Vorzügen seiner Organisation durch alle Geschlechter hin beständig auf ebendem Punkte beharren, wäre ihm nicht eine selbstthätige Richtung derselben verliehen. Bey dem Eindruck der Gegenstände durch die Sinne auf die innern Organe, und bey der Gegenwirkung dieser auf die äußern verhält

er sich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von seinem Willen abhängen. Unser Liebling Hemsterhuys hat bey dem System, das er vertheidigt *, dieser Einwendung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er bey der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern, schon voraussetzt, und nur die Beschaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zusammenhang zwischen den Bewegungen der innern und äußern Organe bestimmen läßt. Allein warum sollte die Selbstthätigkeit grade hier still stehen, da doch ihre Macht sich so viel weiter erstreckt? Wir wissen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der Empfindungen eher verfälscht und stört als befördert. Aber Zeichen mit den Vorstellungen von Gegenständen ausser uns, vorzüglich nach dem Gesetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und sie dadurch auch in andern erwecken, ist ihr eigentliches Geschäft: und wie sollte sie es bey der ersten Bildung der menschliche. Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philosophen sind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwey Que en der Sprache anerkannt: allein sie räumen dabey der Empfindung meistens zu wenig ein; bleiben bey den Interjectionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, stehen; und bemerken ganz richtig, daß diese nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenschaft eine bedeutende Rolle unter

* S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182 — 190.

den Wörtern spielen konnten, sich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müssen. Es ist wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorstellungen verdunkeln, äussern sich nur in abgebrochnen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in so fern sie als Wahrnehmung des eignen Zustandes jede Vorstellung von etwas ausser uns nothwendig begleitet, sowohl an dem Ursprunge als an der weitem Ausbildung der Sprache, mit dem Bestreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich wesentlichen und allgemeinen Antheil habe, scheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freylich läßt sich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Masse einer Sprache ist sie nicht sichtbar vorhanden und gleichsam mit Händen zu greifen, eben so wenig, wie man den lebhaften Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffassen können. Es ist eine geistige Gegenwart, wie die der Luft in so vielen von ihr durchdrungenen Körpern unsichtbar und belebend. Indessen will ich dir doch nachher, wann ich von dem sinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigstens flüchtig anzudeuten versuchen, wie dieses hauptsächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Ursprunge der Poesie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Historisch wissen wir davon eben so wenig als von der Entstehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umstand in ihrer frühesten Geschichte anspielen, so sind sie doch immer an ihre besondre Szene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin sie alles zurückschieben, ist jung nebey

dem Menschengeschlechte. Die erwachsene Muse mochte sich von ihrer Kindheit einiges dunkel erinnern: wie hätte sie es von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns gekonnt? Wir müssen uns also mit den allgemeinen Aufschlüssen begnügen, die uns die Lehre vom Ursprunge der Sprache geben kann. Aus der Beschaffenheit des Bodens, woraus der erste Keim der Poesie aufsproste, läßt sich ungefähr vermuthen, wie er gediehen seyn mag. War die älteste Sprache wirklich das Werk jener beyden vereinigt wirkenden Anlagen der menschlichen Natur, denen wir sie zugeschrieben haben, so war sie auch zuverlässig ganz Bild und Gleichniß, ganz Akzent der Leidenschaften: die sinnlichen Gegenstände lebten und bewegten sich in ihr, und das Herz bewegte sich mit allen. Dieß ist es, was man so oft gesagt hat, und was doch nur in einem gewissen Sinne wahr ist: Poesie und Musik sey vom Anfange an da gewesen, und gleich alt mit der Sprache. Welch eine Poesie und welche eine Musik kann man sich hiebei denken? Beyden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwicklung zu schönen Künsten hieng, nämlich ein Gesetz der äußern Form; und wie dieses gefunden worden, ist dadurch noch im geringsten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freyheit von äußern Bedürfnissen und ungewöhnlich starke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zusammenzutreffen, so mischte sich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menschen unter die übrigen Waldgesänge und stimmte den ersten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in seinen Gesang, oder (denn beydes war ja ursprünglich eins) ein Rhythmus, sey er auch noch so unförmlich gewesen, in seine Worte? Mußten sie nicht vielmehr, den augenblicklich wechselnden Antrieben ge-

mäß, regellos hinströmen? Und wie verfiel der freye Sohn der Natur darauf, dem Ungestüm seiner Phantasie und seiner Gefühle selbst irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächste Mal will ich dieß Räthsel zu lösen suchen.

Die Fortsetzung folgt.

X

Die Horen.

Seyd mir begrüßet, die ihr um Jupiters ewigen
Thron tanzt,

Selige Horen, o seydt immer mir gütig und hold.
Schwebet vorüber mir, jetzt ernst, jetzt hüpfend; die
Erste,

Die mich gebohren einst hat, segn' und begrabe
mich sanft.

XI

Der heilige Wahnsinn.

Einst ließ ein König in Arabien
 Sich Meznu's Liebe zu der Laila lesen, *
 Wie Er, ein kluger und beredter Mann
 Sich seiner so vergessen, daß er liebend
 Der Welt entsagt und lebt' in Einsamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu sprach:
 „O König, sähest Du nur meine Laila!“

Der König ließ sie kommen. Laila trat
 Vor ihn, ein blaßes hagres Angesicht.
 „O, rufte Meznu, sieh o König Laila
 Mit meinen, nicht mit Deinen Augen an!“

Die ihr nimmer geliebt, kennt Ihr die Quaalen der
 Liebe?

Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde sich
 naht.

Gib mir Einen, o Fürst, der selber erfahren, was
 Ich litt,

Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen ver-
 trau.

Könnte die Turteltaube mich hören, sie seufzete mit mir;
 Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen
 Traum.

Der König wandte sich und sprach gerührt:
 „Der Liebe Wahnsinn ist ein heiliger Wahnsinn.“

* Eine sehr berühmte Liebesgeschichte den dem Morgenländern.

Die Horen

Jahrgang 1795

Zwölftes Stück.

T ü b i n g e n

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1 7 9 5

Subscribenten-Verzeichniß.

Altenburg.		Berlin.	
Hr. Buchhändler Richter.	2 Ex.	Hr. Candidat Bülow.	
Altona.		— Buchhändler Felisch.	3 Ex.
Hr. Buchhändler Hammerich.	14 Ex.	— — Franke.	5 —
— — Kave.	8 —	— — Haude u. Spener.	15 —
Löbl. Verlagsgesellschaft.		— — Himburg.	12 —
Auspach.		— — Lange.	7 —
Hr. Commerzienrath und Buchhändler Hauelsen.	4 Ex.	— Inspector Rasmak.	
Augsburg.		— Buchhändler Maurer.	22 —
Hr. Stadtbuchdruck. Späth.	5 Ex.	— — Maidorff.	1 —
— Buchhändler Stage.	3 —	— — Nylius.	9 —
Baireuth.		— — Nauck.	5 —
Hr. Buchhändler Lübeck's seel. Erben.	20 Ex.	— — Nicolai.	23 —
Balingen.		— — Dehmigke jun.	8 —
Hr. Special-Superintendent M. G. C. Reinhardt.		— — Pauk.	3 —
Bamberg.		Löbl. Realschul-Buchhandl.	5 —
Hr. Buchhändler Göbhardt.	6 Ex.	Hr. Buchhändler Rottmann.	2 —
— — und Kunsthändler Lachmüller jun.		— — Schöne.	1 —
Basel.		— — Viweg sen.	5 —
Hr. Buchhändler Flicke.		— — Viweg jun.	1 —
— — Schweighäuser.		— Kauffmann Ulmann.	1 Ex.
— — Job. Jac. Thurneisen.		— Buchhändler Wever.	4 —
		— Sekretair Zäbe.	1 —
		Bern.	
		Hr. Buchhändler Haller.	5 —
		— Hofmeister M. Hegel.	
		— Buchhändler Hortin.	4 —
		— — Dchs.	4 —
		Berneck.	
		Hr. Obervogt J. U. L. Eccard.	
		Bilin.	
		Hr. D. M. Franz, Ambros. Neuß.	

Braunschweig.	Eleve.
Löbl. Schulbuchhandlung. 17 Er.	Hr. Buchhändler Hannemann.
Bremen.	Eoburg.
Hr. Buchhändler Willmanns. 4 Er.	Hr. Buchhändler Abl. 4 Er.
Breslau.	Edthen.
Hr. Buchhändler Gehrs und Comp. 2 Er.	Hr. Baron von Pfister. — Buchhändler Aue. 2 Er.
— — W. S. Korn jun. 28 —	
— — J. F. Korn sen. 18 —	Copenhagen.
— — Mayer. 3 —	Hr. Buchhändler Profft. 18 Er.
Brüna.	— — Rothe. 2 —
Hr. Buchhändler. Gastl. 3 Er.	— — Schubothé. 12 —
Budissin.	Danzig.
Hr. Buchhändler Arnold.	Hr. Buchhändler Troschel. 12 Er.
Burgwerben.	Deizsau bei Eßlingen.
Hr. M. Schiller.	Hr. Vic. M. Zeller.
Calw.	Dessau.
Hr. Dr. Zahn.	Hr. E. F. Reil.
Carlsruhe.	Donauessingen.
Hr. Hofbuchhändler. Racklot. 6 Er.	Ihro Durchlaucht die regierende Frau Fürstin Antoinette von Fürstenberg.
— Buchhändler. Schmieder. 2 —	
Cassel.	Dortmund.
Ihro hochfürstliche Durchlaucht Frau Erbprinzessin von Anhalt Bernburg.	Hr. Buchhändler Blothe.
Ihro hochfürstliche Durchlaucht Frau Prinzessin Caroline zu Hessen-Cassel.	Dresden.
Hr. Geh. Kriegs Rath und Ober- postamts-Director Kunkel.	Hr. Hauptcassirer Beschorner.
— Buchhändler Cramer. 4 Er.	— Buchhändler Gerlach. 6 Er.
	— — Hilscher. 4 —
	— Appellationsr. Adrner. 2 —
	— Buchhändler Walthé. 4 —
Chemnitz.	Düsseldorf.
Hr. Buchhändler Hoffmann.	Hr. Buchhändler Dänzer. 1 Er.
	— — Schreiner. 5 —
Elagenfurt.	Duisburg.
Hr. Fr. Paul Baron von Her- bert. 20 Er.	Hr. Buchhändler Hellwing. 6 —

Durlach.
Hr. Hof-Diaconus Welper.

Gaidorf.
Hr. Dr. Walther.

Eisenach.
Hr. Buchhldr. Krumbhaar. 12 Ex.

St. Gallen.
Hr. Buchhändler Huber und
Comp. 2 Ex.

Erfurt.
Hr. Buchhändler Kesper. 5 Ex.

Gera.
Hr. Buchhändler Heinsius. 4 Ex.
— — Rothe. 4 —

Erlangen.
Hr. Buchhändler Palm. 8 Ex.
— — Walther. 4 —

Gernspach.
Hr. Oberamtm. Dr. E. L. Posselt.

Eschenau.
Hr. Baron von Killinger.

Giessen.
Hr. Buchhändler Heyer. 10 Ex.
— — Krieger. 21 —

Farchentien.
Hr. von Klinggräffe königl. dänischer
Etatsrath.

Gochsheim.
Hr. Diaconus M. Bühner.

Flensburg.
Hr. Buchhändler Korte. 2 Ex.

Görlitz.
Hr. Buchhändler Hermsdorf u.
Anton. 4 Ex.

Frankfurt am Main.
Löbl. Andrásche Buchhdlg. 18 Ex.
Hr. Buchhändler Brönnner. 4 —
— — Eichenberg. 3 —
— — Eflinger. 9 —
— — u. Kunsthändler Wilh.
Fleischer. 22 —
Löbl. Fleischersche Buchhdlg. 17 —
Hr. Buchhändler Gebhard und
Körber. 2 —
— Kaufmann Göritz.
— Buchhändler Herrmann. 17 —
— — Jäger. 1 —
— — Streuq. 1 —
— — Warrentropp u. Wen-
ner. 14 —

Göttingen.
Hr. Buchhändler Dietrich. 8 Ex.
— Professor Grellmann.
— Disputations - Händler
Schneider.
— Buchhändler Vandenhöck u.
Ruprecht. 12 Ex.

Gotha.
Hr. Buchhändler Ettinger. 14 Ex.

Grätz.
Hr. Buchhändler Ferstl. 2 Ex.
— — Miller. 1 —
— — Tusch.

Freiburg.
Hr. Buchhändler Wagner. 2 Ex.

Haaslach.
Hr. Rentmeister von Gagg.

Freyberg.
Löbl. Trajsche Buchhandlg. 2 Ex.

Halberstadt.
Hr. Buchhändler Grossens seel.
Erben. 2 Ex.

Halle.

Hr. Buchhändler Hemmerde und
Schmetschke. 10 Er.
— Professor Klein.
— Buchhändler Kenger. 6 —
— — Ruff. 2 —
Löbl. Waisenhaus Buchhdig. 5 —

Hamburg.

Hr. Buchhändler Bachmann und
Gundermann. 16 Er.
— — Bohn. 35 —
— — Hoffmann. 48 —

Hannover.

Hr. Buchhändl. Gebrüder Hahn.
34 Er.
— — Hellwing. 10 —
Löbl. churfürstl. Intelligenz-
comptoir. 2 —
Hr. Buchhändler Ritscher. 3 —

Hattenhofen.

Hr. Vic. M. Greiner.

Heidelberg.

Hr. Buchhändler Pfähler. 6 Er.

Heilbronn.

Hr. Buchhändler Claß. 3 Er.
— Pfarrer M. Duttenhofer.

Schloß Heiligenberg.

Hr. Baron von Lasperg Ober-
Forstmeister.

Helmstädt.

Hr. Buchhändler Fleckesen.

Hildburgshausen.

Fräulein Oberhofmeisterinn Ba-
ronesse von Wohlzogen.
Hr. Regierungsscretair Hiero-
nymy.
— Buchhändler Hanisch. 2 Er.
— Studios. Kühner.
— Hofadvokat Sprenger.

Hildesheim.

Lesegesellschaft daselbst unter Auf-
sicht K. und D.

Hof.

Hr. Buchhändler Grau. 4 Er.

Ichershausen.

Hr. Amtsactuarius A. Knauer
für die Lesefreunde daselbst.

Jena.

Löbl. Akademische Buchhandlung
12 Er.

Hr. Stud. Albrecht aus dem Bas-
den-Baadischen.

Löbl. Cunosche Buchhandl. 5 —

Hr. Stud. Frey aus Carlsruhe.

— Buchhändler Gabler. 10 —

— Stud. Rehlhof aus Thur-
sachsen.

Löbl. fahrendes Postamt. 3 —

Hr. Hofrath Schüz. 1 —

— Hofbüchercommissär Voigt.
2 —

Inspruck.

Hr. Buchhändler Wagner. 3 Er.

Kempten.

Hr. Buchhändler Dannheimer.
2 Er.

Löbl. Hochfürstl. Hofbuchhandlg.

Hr. Buchhändler Lorenz.

Kirchheim a. d. Teck.

Hr. Oberamtmann Dr. Lempp.

Königsberg in der Neumark.

Hr. Professor Wolfram.

Königsberg in Preussen.

Hr. Buchhändler Hartung. 10 Er.

— — Nicolovius. 22 —

Kriss.

Hr. Prediger Buttermann.

Landshut.

Hr. Graf v. Lamberg f. l. Hauptmann.

Leipzig.

Hr. Buchhändler Barth.	1	Er.
— — Baumgärtner.	4	—
— — Beck.	4	—
— — Bengang.	5	—
— — Böhme.	2	—
— Ober-Postcommissär Borberg.	45	—
— Professor C. A. César.		
— Buchhändl. Crusius.	10	—
— — Döck.	10	—
— — Feind.	2	—
— — J. B. G. Fleischer.	6	—
— — Göschen.	5	—
— — Gräff.	18	—
— — Grieshammer.	3	—
— — Heinsius.	3	—
— — Hertel.	1	—
— — Hilscher.	1	—
— Dr. Rudolph Himmel.		
— Buchhändl. Jacobäer.	2	—
— — Köhler.	2	—
— — Kummer.	7	—
— — Leo.	1	—
— — Müller.	4	—
— — Rabenhorst.	5	—
— — Reinicke.	3	—
— — Schäffer.	2	—
— — Schneider.	1	—
— v. Tunk Rittmeister bei den churfürstl. sächsischen Husaren bei der Armee am Rhein.		
— Hofmeister Volkart.		
Köbl. Weidmannische Buchhandlung.	1	—

Leitmeritz.

Hr. Professor Franz Fize.

Lemgo.

Köbl. Meyersche Buchhandlung.

Libau.

Hr. Buchhändl. Friedrich. 12 Er.

Licher.

Hr. Cantor, Fr. Jacob.

Liegnitz.

Hr. Buchhändl. Siegert. 11 Er.

Lindau.

Hr. Wein und UmgeldsBeamter Ott.

Ludwigsburg.

Hr. Hofmedicus Dr. v. Hoven.
— Lieutenant Notter.

Lübeck.

Hr. Buchhändl. Bohn u. Comp. 10 Er.

Magdeburg.

Hr. Buchhändler Creuz. 4 Er.
— — Scheidhauer. 2 —

Mannheim.

Hr. Buchhändler Schwan und Böck. 16 Er.

Marggröningen.

Hr. Hofrath Kraus.

Meersburg.

Frau Geh. Rätthin v. Bauer zu Heppenstein.

Meissen.

Hr. Buchhändler Erbstein. 4 Er.

Memmingen.

Hr. Buchhändler und Buchdrucker Mayer.

Mindelheim.

Hr. Baron v. Hertling, Churbayerischer Kreisgesandter und Stadtpfleger.

Minden.

Hr. Buchhändler Körber. 2 Er.

München.		Hr. Buchhändler Lentner. 3 Er.	Hr. Buchhändler Felsecker. 10 Er.
— —	Lindauer. 9 —	— —	Grattenauer. 5 —
— —	Strobl. 2 —	— —	Monath und Kusler. 6 —
Münster.			— —
Hr. Buchhändler Perrenon. 7 Er.			Stein.
Neapel.			— —
Ihro Majestät die regierende Königin.			Weigel u. Schneider.
Neubrandenburg.			Nürtingen.
Hr. Hofrath Walther.			Hr. Diac. M. Rauchart.
Neuenstein.			Odenhausen.
Hr. Oekonomierath Schmidt.			Hr. Freiherr von Nordeck zu Rabenau.
Neufchatel.			Offenbach.
Hr. Legationsrath Huber.			Hr. Bhdlr. Weiß u. Brede. 6 Er.
Neustrelitz.			Pest.
Ihro Durchlaucht der regierende Herzog Carl, von Mecklenburg-Strelitz.			Hr. Buchhändler Kilian. 6 Er.
Hr. Wagnhofmeister Gerling.			Pfullendorf.
— Hofrägermeister von Moltke.			Hr. Weiß, Herzogl. würtemb. Pfleger.
— Graf v. Schulenburg.			Posen.
Madame Weit, geb. Mendelssohn aus Berlin.			Hr. Obermeister und Zollrath v. Held.
Die neu privilegirte Hofbuchhandlung. 14 Er.			Potsdam.
Neuweiler.			Hr. Bhdlr. Horvath. 4 Er.
Hr. Pfarrer M. Majer.			Prag.
Neuwied.			Hr. Buchhändler Calve. 20 Er.
Hr. Buchhändler Schra. 2 Er.			— — Geers 4 —
Nördlingen.			— Graf Franz Kav. v. Herz'au.
Hr. Buchhändler Beck. 2 Er.			— Dr. jur. Carl Helmingen.
Nordhausen.			Quedlinburg.
Hr. Buchhändler Groß.			Hr. Bhdlr. Ernst. 2 Er.
Nürnberg.			Regensburg.
Hr. Buchhändler Bauer u. Mann.			Die mit der Stadtbibliothek vereinigte Lesegesellschaft.
			Hr. Bhdlr. Montag und Weiß. 4 Er.
			— ErbmarschallsCanzlist Prew.

Reutlingen.
Löbl. Stadtbibliothek.
Hr. Buchdrucker Rehm.

Riga.
Hr. Bhdlr. Hartknoch. 29 Ex.
— — Müller. 3 —

Rostock.
Hr. Bhdlr. Stiller. 11 Ex.

Ronneburg.
Hr. Kaufmann Schumann.

Salzburg.
Hr. Bhdlr. Dunle.
Löbl. Mayersche Buchhdl. 15 Ex.

Schaffhausen.
Löbl. Hurtersche Buchhdlg. 3 Ex.

Schleswig.
Hr. Bhdlr. Köhst. 12 Ex.
Reichsstift Schüssenried.
Hr. Chr. Dom. Zimmermann,
Canonicus und Bibliothekar
daselbst.

Grossen Solschen.
Hr. Pfarrer Rave.

Stettin.
Hr. Bhdlr. Raffke. 3 Ex.

Stendal.
Hr. Bhdlr. Franzen und Grosse.
3 Ex.

Strasburg.
Hr. Bhdlr. A. Könia.

Stuttgart.
Hr. Hofbuchdrucker Cotta. 4 Ex.
— Graf v. Dürkheim.
— Bhdlr. Erhard und Löflund.
4 —

Hr. Bildhauer Frank.
— Geh. Secretair Haug
— ViceOberstallmeister Baron
v. Kniestädt.

Löbl. Künstlergesellschaft.
Hr. Buchhändler Meßler. 4 Ex.
— Nicolai, bei Hrn. Obrist-
Lieutenant Boger.
— Geometer Nördlinger.
Löbl. Postamt. 148 Ex.
— Kaufmann Rapp sen
Herzogl. öffentl. Bibliothek

Sulz.
Hr. Advocat Müller.

Thonstetten.
Hr. Pfarrer Thomer.

Tübingen.
Herr M. Bahnmayer.
— Rep. Eleß.
— M. Georai.
— Stud. Göz.
— M. Hartmann.
— Buchhändler Heerbrandt.
4 Exemplar.
— Rep. Majer.
— Stud. Märklin.
— — Weihenmayer.
— Postverwalter Wölffing.
3 Exemplar.

Tuttlingen.
Herr Oberamtmann Dr. Conz.

Ulm.
Herr Stud. Cellarius.
Löbl. Stettinische Buchhand-
lung. 17 Ex.
— Wohlersche Buchhlg. 3 —

Unter Weisach.
Herr Hofgerichtsadvocat Keller.

Urach.
Herr Stiftsverwalter Klett.

Waiblingen an der Enz. Herr Oberamtmann Schott.	Wiesenstetten. Herr Pfarrer Filser.
Wallerstein. Se. Durchl. der regierende Fürst von Dettingen Wallerstein.	Winterthur. Löbl. Steinersche Buchhdlg. 8 Er.
Warthausen. Reichsgräflich Stadionische Bibliothek.	Wismar. Löbl. Bödnersche Buchhdlg. 4 Er.
Waster. Herr Candidat Lauer.	Wittenberg. Herr Buchhdlr. Zimmermann. 3 Exemplar.
Weimar. Herr Buchhdlr. Hoffmann. 9 Er. Löbl. Industrieomptoir.	Würzburg. Herr Buchhdlr. Riener. 8 Er. — Straulino, Professor der schönen Wissenschaften.
Weissenfels. Herr Buchhdlr. Severin.	Zerbst. Herr Buchhändler Fuchsel.
Wezlar. Herr Wittenbach, Hofmeister bei Herrn Kammerassessor Sr. von Spauer.	Zittau. Herr Buchhändler Schöps. 6 Er.
Wien. Hr. Buchhdlr. Blumauer.	Züllichau. Herr Buchhdlr. Frommann. 6 Er.
— — Camefina. 7 Er.	Zürich. Herr Buchhändler Drell, Geß- ner, Fühli und Comp. 17 Er.
— — Degen. 2 —	— Dr. Römer.
— — Pakowsky. 2 —	— Buchhändler Ziegler und Söhne. 13 Er.
— — Stahel. 57 —	
— — Wappler. 10 —	

Druckfehler und Verbesserungen.

Stück.	Seite.	Zeile.	Anstatt	Lies			
V.	140	11	der Himmel Stolz	der Heimat Stolz			
		18	noch Grabgeläut	nach Grabgeläut.			
VI.	4	Bers 6	Mannes	Manns			
		5	geschliffner	geschliffener			
		10	durchblättere	durchblättre			
		12	Graufame	Graufamer			
		23	Mädchen	Mährchen			
		32	11	beleidigen	beleid'gen		
		83	Zeile 6	(Anmerk.) zu trennen	nicht zu trennen		
		118	11	Scheide	Schneide.		
VII.	3	4	unerkennbar	unverkennbar.			
		9	30	den	dem.		
		20	20	Rede	Reihe.		
		34	16	Behäufung	Behauptung		
		45	23	fulerum	Scelerum.		
		56	4	niemanden	niemandem.		
		62	10				
		78	19	hoch'	hoh'		
VIII.	2	23	war ich erschüttert	war ich gleich erschüttert.			
		10	22	Haare	Haar		
		13	11	denn	dann		
		19	25	entstehn	entstehe.		
		20	20	bedingtem	bedingten		
				zeitlichem	zeitlichen.		
		21	3	nahmen	nehmen.		
		IX.	3	11	von	vor	
				5	9	erblicke	erblicket
				8	12	Chronions	Kronions.
10	8			dort Priams Sohn	Laokoön.		
14	20			Vasuri	Vasari		
21	7			Eine	Ein		
32	15			Leskos	Lesbos		
41	21			Dämmerung	Dämnrung		
126	14			zitternden	zitternde		
131	1			Arm in Arm	Arm in Arme		
X.	79	31	Amathea	Amalthea			
		84	9	welchem	welchen		
		93	27	auszuweichen	abzuweichen		
		96	29	allen	allem		
		126	17	nun	um		
		127	2	weiten	weitem		
		140	13 14	befügte	bewegte.		
XI.	27	Bers 3	füllte	füllte hurtig			
		29	B. 1	Kloben	Nagel		
		48	i.d. Mitte	mag ;	mag ,		
		59	11 v. u.	Naivheit	Naivetät		
				und so oft dasselbe vorkommt.			
		61	5	Albrecht, Dürer	Albrecht Dürer		
74	11	von	vom				

Inhalt des zwölften Stücks.

I	Die sentimentalischen Dichter.	Seite 1
II	Menschliches Wissen.	— 55
III	Die Dichter der alten und neuen Welt.	— 56
IV	Schön und Erhaben.	— 57
V	Amor und Psyche auf einem Grabmahl.	— 58
VI	Der Gesang des Lebens.	— 60
VII	Drey Schwestern.	— 61
VIII	Der Strupel.	— 61
IX	Sobiesky. Ein historisches Fragment.	— 62
X	Karthago.	— 114
XI	Ausgang aus dem Leben.	— 114
XII	Der Strom des Lebens.	— 115
XIII	Die Königin.	— 115
XIV	Mars als Friedensstifter.	— 115

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zwölftes Stück.

I

Die sentimentalischen Dichter.

Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Versuch über das Naive * ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Mit der Erklärung dieses Satzes wird der gegenwärtige Versuch sich beschäftigen.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freyheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

* Man sehe das eilfte Stück der Horen.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Wizes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist, nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit, und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich statt fand, existiert jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens.

Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfachheit, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern * an-

* Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit, als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen

zustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyhet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer un-

wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art und unter den alten lateinischen ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beispiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

endlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe im einzelnen betrachtet sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beyden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwey verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beyden, ihnen entsprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen sollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahiert hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu

sagen haben. * Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groß ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Rahmen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Nothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt, und die Moliere'sche Magd raisonnirt ja langes und breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und litterarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmakter als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Litteratur geziemt.

Die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beiden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfachheit der Formen und in dem was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen. *

* Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß,

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich bloß auf Nachahmung

der erste über den zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freyspricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich statt fände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey und das Ideal in einem Individuum erscheine. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes Ganze sondern auch das möglichst reichste Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das ideale zu individua-

der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes aesthetischen Eindruckes keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

lifieren und das individuelle zu idealisieren. Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und letztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andererseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenöthiget wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, bezulegen ist.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. * Da also hier eine Mehrheit der Principien statt findet, so kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung überwiegen wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun

- * Wer bey sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stand ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bey sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bey sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und also immer zwischen zwey verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

entsteht die Frage, ob er mehr bey der Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satyrisch oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von diesen beyden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrische Dichtung.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende, oder pathetische, dieses durch die scherzhaft Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll. Moralische Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz, und rauben also dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfnis verbannt seyn. Verstandes-

Widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; diß muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankommt, diese Abneigung selbst muß wieder notwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen. Sie könnte nemlich auch eine bloß sinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben und im pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pa-

thos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch bestehenden Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nemlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüber stehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Größe der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bey der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen mora-

lische Verfehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äußern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äußern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorstießen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ersten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht

sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder die Comödie vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere ausfallen. In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Comödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher weise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worinn sich der schöne Charakter

von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühe-
los aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein
Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann
sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch
die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschrän-
kung sich reißen. Dieser ist also nur ruckweise und nur
mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit und
immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen
und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so
wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn
sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf
ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tra-
gödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicher Weise und
als Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie
in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in
der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es nie-
mals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme.
Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand
immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer
theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Na-
than) die Grille hätte einen theoretischen, dieser, einen
praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth aus
welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum
vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tra-
gisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen
Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz
interessieren, der Comiker muß sich vor dem Pathos hüten
und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also
durch beständige Erregung, dieser durch beständige Ab-

Wehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beyden Seiten um so gröffer, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum pathetischen neigt. * Wenn also die Tragödie von einem nichtigern Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Comödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerley mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frey von Leidenschaft zu seyn, immer klar immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

* Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber Lessing wußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur, menschlicher weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetische dem erstern das Raisonnirende geopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

Wie in dem handelnden Leben so begegnet es auch oft bey dichterischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn beyde sich an einem schwürigen und großen Objecte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter, Tragödis u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexander, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniß trifft. „Unglückseliger“, so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freyheit, und kammst hieher in dieß Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w.“ Bey solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Ge-

fühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonar diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus, welcher ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lacher Yorik sobald er will unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satyre läßt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Jngenu, oder daß er sie, wie in seinem Candide u. a. suche und räche. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum

Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener lustigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Bennahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bey allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrifern mit Freuden durchlaufen findet.

Elegische Dichtung.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat wie die Satyre zwey Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beyde sind ein Gegenstand der

Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung. *

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitem Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bey Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabey ist keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschließen läßt. Elegisch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Messiade, in Thomsons Jahreszeiten, im verlorenen Paradies, im befreuten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegen gesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und selbstständig vor unsere Au-

Wie der Unwille bey der pathetischen und wie der Spott bey der scherzhaften Satyre, so darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig

gen, so ist jener Gegensatz doch in seinem Herzen, und wird sich, auch ohne seinen Willen, in jedem Pinselstrich verrathen. Ja wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt und den Einfluß der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künstelen in Erinnerung bringen; ja unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dieß letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deswegen weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfnis. Die Trauer über verlorne Freuden, über das der Welt verschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsort am Eurin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfnis, nicht die Begeisterung stieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeihen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Object für die Dichtkunst, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit

betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde giebt. Der elegische Dichter sucht die Natur aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da gewesenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiß er denselben nicht auf poetische

* Man lese z. B. das treffliche Gedicht Chariton betitelt.

Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine franke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähltes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Bereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bey diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich miteinander vereinigt äusserten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfnis nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einjältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektierende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied) und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen
 O Mariane welch ein Lied!
 Wenn Seufzer mit den Worten ringen
 Und ein Begriff den andern flieht 10.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Halberischen und zum Theil auch der Klopstockischen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich

geht, daß zwischen beiden abgewechselt wird, während daß der abstrakte Begriff herrschet, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worinn der Gedanke selbst poetisch wäre, und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Hallerischen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tieführend ist seine Klage, mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine

Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Seenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
 Oft reizet mich ein heisser Trieb zur Tugend,
 Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
 Das Weispiel siegt und du o Feuer der Jugend.
 Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
 Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn.“

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig auffer ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als

* Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solange er bloß Iyrisch dichtet und bloß bey landschaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der Iyrischen Form, theils die willkührlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem *Cissides* und *Paches*, und in seinem *Seneka*, heraus nimmt, Menschen und menschliche Handlung darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effect nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beyspiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem *Thomson*, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch weniger aus den ältern Dichtern mit unserm *Klopstock* zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. * Zwar würde man ihm großes Unrecht thun,

* Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Ver-

wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht

wandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nemlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht bloß auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beschränken; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frey gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens erinnern) aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andre Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. Beynabe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und

so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unförperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nemlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dünkte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergicht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der

Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süsse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredtsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worinn unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrere andere aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse,

auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Gefner (in seinem Tod Abels) Jacobi, von Gerstenberg, eines Höltn, von Göckingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben gesagte durch einige Beispiele aus unsrer Litteratur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrung

gen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eignen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im *Werther* zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von aussen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem *Tasso* des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in ganz verschiedenen Charakteren; selbst in seinem neuesten *Roman* stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinfinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im *Faust* treffen wir den nehmlichen Gegensatz, freylich wie auch der Stoff dieß erforderte, auf beyden Seiten sehr vergrößert und materialisiert wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine

psychologische Entwicklung dieses auf vier so verschiedene Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so frengelig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquickern und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Passivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innre Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, jenes Uebel der *Empfindelen** und *weinerliche Wesen*, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das

* „Der Hang, wie Herr Adlung sie definiert, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maas“ — Herr Adlung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

spaghafte Wesen, gegen die herzlose Satyre, und die geistlose Laune * zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als das andere etwas gelten, weil beyden der aesthetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den

* Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beydes nicht mehr gereiniget ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

erstem Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweiten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an aesthetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynabe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andre auf den Rahmen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmelische Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von den Befürwortern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romanen liebt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man aesthetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem aesthetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die

Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder in sich herzustellen weiß.

Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freyheiten dieser Art folgendes festsetzen.

Fürs erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn, denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also *Naïveté* seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künsteley überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabschent, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade

seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs zweyte: nur die schöne Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn, denn alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität seyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur, und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas unschuldiges und gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeuget: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabey überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man sich Freyheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groß

und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maaßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freyheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfnis und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frestigen Decenz Benfallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist mit Herz verbindet. *

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maaßstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürf-

- * Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemähltes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt *Ar d i n g h e l l o* bey aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beyspiel des beynabe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

te, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich lügne nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der sich einen moralischen Erzähler nennt) La Clos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Propertius, ja selbst mit manchem verschrieenen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lustern, diese sind poetisch, menschlich und naïv. *

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon &c. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Critiker vor kurzem zu sagen erlaubte) der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naïven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *

seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bey Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als feines Lesers zu empören, und ohne bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungswei-

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart.

se, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreifache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objecten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der Widerspruch des wirklichen Zustandes oder es ist die Uebereinstimmung desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe befriedigt; in dem dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreifache Empfindungszustand giebt drey verschiedenen Dichtungsarten die Entstehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter diesem Rahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerspiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise bestimmt; vielmehr weiß man, daß solche in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimentalische Poesie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Obervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie

Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich schienen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichste Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtigt. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Schimäre, so würden die Klagen derer,

einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser eingeführt, überall ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden, aber soviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bey den Alten gewesen, und daß unter den alten Nahmen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

welche die größere Societät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Uebel verschreyen und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Befräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch hier, wie in so vielen andern Fällen das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber außerdem daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bey einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstigt. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemälde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deshwegen bleibt

aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Geseßgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor den Anfang der Kultur gepflanzt schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach, in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an

Die Heren. 1795. 12tes St.

4

enthusiastischen Liebhabern, und es giebt Leser genug, die einen *Aminias* und einen *Daphnis* den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bey solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack als das individuelle Bedürfnis, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennet zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naive kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, so bald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im We-

ge, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vorthail, wenn er dem naiven Dichter feine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchzuführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bey allem Aufwand von Gente und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürstige Hirtenwelt beybehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuel, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Gefnerischer Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürstiges Geschöpf. Er wird also zwar bis auf einen gewissen Punkt ab

ten Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwey entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beides zu vereinigen, keinem von beenden sein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in aesthetischen Dingen nichts halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen, denn beenden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziel der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bey aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nemlich im Felde naiver Dichtung,

zu klingen, so thue er es ganz, und thue es ausschließlich, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen. * Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger

* Mit einem solchen Werke hat Herr Wolf noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frey, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

dauren kann als der Schlaf unsrer Geisteskräfte; sondern führe uns vorwärts zu unsrer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffiniertesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkan, bis nach Elisium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgelauterten Natur, kurz, er ist kein anderer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine

poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß senn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

II

Menschliches Wissen.

Weil du liehest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
 Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erscheinungen reyhst,
 Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
 Wähnst du, es fasse dein Geist abend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
 Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
 Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
 Aneinander im **Schwan**, und in den Hörnern des **Stiers**.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
 Weil ihm das Sternengewölb sein **Planiglobium** zeigt?

III

**Die Dichter
der alten und neuen Welt.**

Sagt , wo sind die Vortreflichen hin , wo sind ich
die Sänger ,
Die mit dem lebenden Wort horchende Voller ent-
zuckt ,
Die vom Himmel den Gott , zum Himmel den Men-
schen gesungen ,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des
Liebs ?
Ach , die Sänger leben noch jetzt , nur fehlen die
Thaten
Würdig der Leyer , es fehlt ach ! ein empfangendes
Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt ! Von Munde
zu Munde
Flog , von Geschlecht zu Geschlecht euer empfunde-
nes Lied !
Jeder , als wär ihm ein Sohn geboren , empfing mit
Entzücken ,
Was der Genius ihm , redend und bildend , er-
schuf.
An der Blut des Gesangs entbrannten des Hörers Ge-
fühle ,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die
Blut ,

Nährte und reinigte sie: Der Glückliche dem in des
Volkes

Stimme der weisen Natur neues Orakel noch
Klang,

Dem noch von außen das Wort der richtenden Wahr-
heit erschalle,

Das der Neuere kaum — kaum noch im Busen
vernimmt.

Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt
zu vernehmen,

Und ein betrogenes Ohr lechzt dem verführenden
Ruf!

Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die
Muse,

Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die
feine — vergißt.

IV

Sohn und Erhaben.

Zweyerley Genien finds, die durch das Leben dich leiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Klust dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

V

U m o r u n d P f u c h e
auf einem Grabmahl.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir.
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit;
Und sind (und wissens nicht) in Mitte
Der Ewigkeit.

Nach manchem voller Müh' und Sehnen
Verseufzten Jahr
Umarmte sich in frohen Thränen
Ein liebend Paar.
Der Mond sah freundlich auf sie nieder;
Ein zarter Ton
Aus allen Büschen hallte wieder:
„Endymion!”

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
Der Augenblick!
Im ersten holden Kuß der Liebe
Das reinste Glück!”
Verstummend, halbvollendet weilte
Das süße Wort;
Die Seel' auf beider Lippen eilte,
Sie eilte fort —

Denn sieh' ein Engel schwebte nieder
 Zu ihrem Kuß.
 Gold, himmelblau war sein Gefieder;
 Ihr Genius.
 Berührend sie mit sanftem Stabe,
 Sprach er: „Erhört
 Ist euer Wunsch. Dort überm Grabe
 Liebt ungestört.“

Entschwungen auf dem Hauch der Liebe
 Im reinsten Glück,
 Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
 Der Augenblick,
 Auf amaranthnen Auen schwebte
 Das holde Paar,
 Mit Allem, was je liebt' und lebte
 Und glücklich war.

Mit Allem, was in Wunsch und Glauben
 Sich je erfreut,
 Genossen sie in vollen Trauben
 Unsterblichkeit.
 Des Weltalls süße Symphonien
 Untöntten sie;
 Der Liebe süße Harmonieen
 Durchwallten sie.

„Wollt Ihr zurück in jene Ferne
 Auf Euer Grab?“
 Sie sahn vom Himmel goldner Sterne
 Zur Erd' hinab.
 „O Genius, die Zeit danieden
 Ist träge Zeit.
 „Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
 Der Ewigkeit.“

Sahst du auf Jenem Grabeshügel
 Die Liebenden?
 Der erste Kuß gab ihnen Flügel,
 Den Seligen.
 Und daß ein Bild von ihnen bleibe
 Im ewigen Kuß,
 Verewigte hier Seel' und Liebe
 Der Genius.

VI

Der Gesang des Lebens.

„Wie die Tage der Menschen, so ist der Menschen
 Gesinnung,
 Wie sie, böß oder gut, Jupiter ihnen verhängt.“
 Mein, er verhängt nichts böses; doch läßt er wechseln
 die Tage,
 Daß du im Wechsel lernst immer derselbige seyn.
 Also schweift der Gesang in hoch- und niedrige Stim-
 men,
 Aber Kalliope winkt, nie zu verlieren den Ton.

VII

Drey Schwestern.

Hoffnung und Liebe sind des Lebens fröhliche
Schwestern;

Jene fliehet voran; diese regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden
Seele

Kühlenden Athem zu, hebt und erquicket sie sanft.
Untrennbare! verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schwe-
stern,

Ohne die Hoffnung sind Leben und Liebe
dahin.

VIII

Der Strupel.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt
sey?

Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt!

IX

S o b i e s k y.

Ein historisches Fragment.

Pohlen, ein altes Reich, das in unsern Tagen, von einem Jahrzehend zum andern immer mehr sinkend, endlich aus der Reihe der Staaten verschwand, größtentheils weil es in einem erleuchteten Zeitalter durch seine Staats-Verfassung sehr zurückgeblieben war, giebt den Nationen der Erde eine sehr wichtige Lehre. Dies Volk hatte jedoch in seinen Jahrbüchern auch sehr glänzende Perioden: damals, als dessen Nachbarn in der Cultur nicht viel weiter, und überdies, in Vergleichung ihres nachherigen Zustandes, entweder schwach, oder doch durch ihre Verhältnisse wenig furchtbar waren; als Wissenschaften und Künste in den Augen aller Völker nur wenig Werth hatten, und die Waffen allein Ruhm oder Unruhm bestimmten; als noch die Kriege mit weniger Aufwand und mit weniger Kunst wie jetzt geführt wurden, und folglich der kriegerische Geist der pohlnischen Nation sich völlig entwickeln konnte. Da zitterten die Russen vor den Pohlen; da gaben diese selbst in Moscau Befehle, und zählten die Cossaken unter ihre Unterthanen; da waren sie furchtbare Feinde der Schweden und Preussen, lieferten allein ohne Hilfstruppen den mächtigen Heeren der Tataren und Türken grosse Feldschlachten, und retteten die Kaiserstadt

der Deutschen. Diese Thaten der Pohlen, einer durch ihre Constitution, Sitten und Kleidung, unter allen Europäern ausgezeichneten Nation, verlieren sich nicht im hohen Alterthum. Nein! sie gehören zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

Die Masse des Volks, die in allen nicht ganz despotischen Ländern doch etwas in Betrachtung kommt, die im alten Rom unter den Consuln sehr viel, und im neuern Frankreich unter den Sansculotten alles galt, wurde in Pohlen für nichts geachtet. Nur allein die Edelleute gehörten hier zur Classe der Menschen; sie allein genossen Freyheit; die Macht fiel dem Senat zu, und dem König blieb allein die Majestät übrig. Die Freyheit als Gesetzgeber in den National-Versammlungen zu reden, bestimmte den stolzen Charakter der Pohlen; sie erzeugte und entwickelte bey ihnen jene sehr achtungswürdige, oft erhabene Beredsamkeit, die mit ihrer geringen Cultur andrer Künste und Wissenschaften so seltsam contrastirte. Die Redner sprachen hier vor den Augen der ganzen Nation, und selbst unter dem Schilde der Nation. Eine sonderbare Eigenheit, und die man sonst nirgends sah, war, daß diese nehmlichen privilegirten Menschen zu gleicher Zeit Gesetzgeber, Lehrer der Nation, Richter und Soldaten waren. Sie thaten hier alles; sie wählten ihren König, berathschlagten im Senat, belehrten das Volk in den National-Versammlungen, und gaben hier Gesetze; sie fällten Urtheile in den Tribunälen, und zogen auch gegen die Feinde zu Felde.

Pohlen stellte uns noch ganz neuerlich in mancher Hinsicht das Sittengemählde jener finstern Zeiten vor

Augen, die wir weit hinter uns sehen. Der Landmann lebte in der tiefsten Sklaverei; der Stadtbewohner war ohne alle Achtung und in beständiger Furcht eine Beute raubgieriger Grossen zu werden, die mit Pracht auf ihren Schlössern hauseten, von keiner Abhängigkeit wissen wollten, und für nichts als für Fehden einen Sinn hatten. Selbst die Gesetzgeber berathschlagten in den Reichs-Versammlungen mit ihrem Säbel an der Seite, den sie nicht selten zur Behauptung ihrer Meinungen zogen. Indes war noch im 17ten Jahrhundert die polnische Nation in Wissenschaften, Künsten, kurz in allem was ein Volk veredelt, sehr wenig hinter den andern cultivirten Völkern in Europa zurück. Ihre elenden Städte und Dörfer, die uns jetzt so auffallen, ihre geringe Industrie, ihren Aberglauben, hatte sie damahls mit andern Nationen gemein, die jetzt auf einer hohen Stufe der Cultur stehen; dagegen waren weise Gesetze bey den Pohlen weniger selten, wie bey ihren Nachbarn, den Deutschen, den Schweden, den Russen; und während man in Deutschland die Glaubensfreiheit durch einen dreysigjährigen bürgerlichen Krieg nur sehr unvollkommen erringen konnte, während sie in Frankreich durch Blut vertilgt, in England durch barbarische Gesetze beschränkt, und in Italien als verabscheuungswürdig proscribirt wurde, war die Toleranz in Pohlen mit der Verfassung dieses Staats verbunden; die Dissidenten, oder Nicht Catholiken, genossen hier gesetzmässig Menschen-Rechte, die man in jedem andern Reiche durchaus nicht anerkennen wollte; und so sehr auch die Pohlen an Rom hiengen, so waren doch ihre Gesetzgeber nicht zu bewegen, ein Römisches Inquisitions-Tribunal in ihrem Reiche einzuführen.

Man sah in Pohlen seltsame Contraste, und überhaupt viel Außerordentliches. Orientalische Pracht neben Trostlicher Stachtbeit; Alt-Römische Gebräuche, vermisch mit gothischer Barbaren; einen König umgeben mit Kronbeamten an der Spitze einer Republik, und Negeartige Sklaverey der bei weitem größern Anzahl der Einwohner Pohlens, mitten unter dem Geschrey von bestehender Freyheit; Edelleute, die den Handel für entehrend hielten, nicht aber die niedrigsten Dienste und Peitschenhiebe, die sie als Stallknechte empfingen. Der Päpstliche Nuntius besaß hier eine ausübende Gewalt, wie in keinem andern Staate; selbst die Könige konnten nicht ohne Erlaubniß des Römischen Stuhls proclamirt werden; die Bischöffe saßen im Senat; Jesuiten waren Reichsväter aller grossen Familien; Priester und Mönche waren in erstauntlicher Anzahl; allein doch hatte der Pabst auf die Königswahl sehr wenig Einfluß. Es wurden Gesetze gemacht, und dennoch ward von der Republik die ausschweifendste Despotie begünstigt, und die Feudal-Anarchie geduldet. Ein jeder Grosser war bis zum Uebermuth eifersüchtig auf seine Gewalt, die er durch beständig unterhaltene Truppen zu Pferde und zu Fuß zu behaupten suchte; und doch war es dem ärmsten Landboten erlaubt durch sein einfaches Veto die durch die ganze gesetzgebende Macht beschlossenen Gesetze zu verworfen, und einen Reichstag zu zerreißen.

Dies so berufene Pohlische Veto, ein Machtspruch, der durch das französische königliche Veto in Europa bekannter worden ist, gehörte nicht zur Constitution von Pohlen. Es war ein Mißbrauch, nicht älter als das 17te Jahrhundert. Der Landbote Sycinessky war der

erste, der auf dem Reichstag zu Warschau 1652 sein Veto aussprach. Man wollte ihn dafür in Stücken hauen; er entging den Säbelhieben, nicht aber dem Blitz, der ihn bald nachher, wie die Pohlen seiner Zeit sagten, für dies Verbrechen, tödtete. Es wurde jedoch kurz darauf als ein Privilegium der Landboten betrachtet, das nicht verletzt werden konnte.

Der Stolz der Pohlen hinderte sie nicht, ihre Könige fast immer im Auslande zu suchen. Fremde, die ihre Verfassung, ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Sprache nicht kannten, wurden ihre Beherrscher, und diese, durch den Glanz einer Krone getäuscht, unterwarfen sich gerne allen Demüthigungen, die mit dem Loose eines Königs der Pohlen verbunden waren. Der Kronkanzler konnte ihm das Reichsiegel verweigern, der Kron-Kammerherr hatte das Recht, nach Gutdünken die königlichen Zimmer zu visitiren, und jeder Edelmann durfte ihm ungestraft trozen.

Nicht minder charakteristisch und originell als ihre Staatsverfassung waren ihre Nationalgebräuche. Manche derselben hatten das Gepräge von Größe. So war z. B. die Wahl ihrer Könige ein sehr außerordentliches Schauspiel, verbunden mit einer Feyerlichkeit, die der erhabenen Handlung angemessen war, und wozu man das Muster nirgends in Europa gesucht hatte; denn alle Wahlen gekrönter Häupter in andern Reichen waren sowohl unter sich, als von der Pohlischen Wahl sehr verschieden. Die Wahl der Kaiser geschah in den Cabinetten; das Loos bestimmte die Dogen-Würde, und die Päbste wurden im Gefängniß erwählt. Die Pohlen ver-

führen anders; bei ihnen war die Wahl keine leere Ceremonie, sondern eine sehr ernsthafte Handlung; auch war der Ausgang immer sehr ungewiß, bis in unserm Jahrhundert, als nicht mehr die Pohlen, sondern fremde Mächte hier die Krone austheilten.

Der Wahlort der Pohlischen Könige, wo diese in Europa einzige National-Scene vorgieng, die bis in unsern Tagen beständig fortgesetzt wurde, war ein großes Feld an der Weichsel, ganz nahe bei der Hauptstadt. Die ganze Nation, das heißt, alle Edelleute des Reichs, die dahin reisen wollten und konnten, waren hier gegenwärtig, und formirten ein ungeheures Heer, das oft 150,000 auch 200,000 Mann stark war. Es herrschte jedoch bei derselben Ordnung. Die Schaaren waren alle nach ihren Woiwodschaften geordnet. Diese abgetheilten Staatskörper erschienen bei solcher Gelegenheit mit überaus großer Pracht an kostbaren Kleidungen, Pferden, Fahnen und Waffen. Ganze Schaaren Reuter hatten vergoldete Lanzen. Die vornehmen Edelleute ritten auf Parade-Pferden, deren Sättel und Säume mit Emaille und Gold eingelegt, oft auch mit kostbaren Edelsteinen bedeckt waren. Alle wetteiferten hier untereinander sich an äußerlichem Glanz zu übertreffen.

Der größte Theil der hier versammelten Edelleute war zu Pferde und bewafnet. Die Pohlen lagerten sich auf der einen Seite des Flusses, die Lithauer auf der andern. Der innere Wahlort war ein großes Gebäude, mitten auf dem Felde, mit Schanzen und Gräben umgeben. Es war einem Fort ähnlich, und hatte drei Thore, nach Osten, Westen und Süden. Innerhalb diesem Wahl-

theater befanden sich alle Großen des Reichs, die Senatoren und Landboten. Die letztern, als wahre Volksrepräsentanten, brachten immer den Schaaren Nachricht von dem Gang des Wahlgeschäfts und hohlten Instruktionen.

Dies Wahlschauspiel, wobei niemand in den vorigen Jahrhunderten auf den Preis sicher rechnen konnte, war einem altrömischen Circus nicht unähnlich, ein ungeheurer Platz, eine unermessliche Menge Zuschauer, Wettläufer, die nach dem Ziele lieffen, und hoher Ruhm für den Sieger. Alle reichen Magnaten hielten mehr oder weniger Truppen; allein keine dieser Art durften sich dem Wahlort nähern, selbst die Truppen der Republik standen in einiger Entfernung. Auch war nach den Gesetzen die Gegenwart der Kron-Candidaten nicht erlaubt, um ihren persönlichen Einfluß auf die Stimmfreiheit zu verhindern.

Die kriegerischen Eigenschaften der Pohlen, die Sattelfestigkeit ihrer Reuteren, und ihre Geschicklichkeit den Säbel und die Lanze zu gebrauchen, machten diese Nation bey allen Mängeln ihrer Staatsverfassung, und ihrer nicht großen Truppenzahl, furchtbar im Kriege. Hier waren die Pohlen kühn bis zur Berwegenheit; sie griffen ihre Feinde an, ohne auf deren Stärke zu achten, bestürmten die festesten Läger, und schwammen durch große Flüsse. Dies letztere sahe man von ihnen oft in ihren Kriegen gegen die Türken, ja selbst in Deutschland. Czarnecy schwamm im Jahr 1657 in Pommern mit seiner Cavallerie durch die Oder. Der Muth ersetzte bey den Pohlen, was ihnen an Kunst fehlte; denn auch in der

Art Krieg zu führen, blieben sie noch in neuern Zeiten zurück. Ihre Artillerie war und blieb immer sehr unbedeutend. Die Infanterie, die unter allen mannigfaltigen Systemen der Kriegskunst, bey Griechen und Römern, so wie bey den aufgeklärtesten Nationen unser's Zeitalters, beständig die Hauptkraft der Armeen ausmachte, wurde bey den Polen, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, für nichts geachtet; ihre Cavallerie war ihnen alles. Sie trug Lanzen, stob im Treffen, fechtend wie die Parther, und marschirte wie die Tataren mit allen zum Feldzuge nöthigen Lebensmitteln. Auch hatten sie noch in diesem neuen Zeitraum ganz besonders bewafnete Soldaten, die Bardysse, oder gekrümmte Aerte führten, und Bardysfaner genannt wurden.

Die Geschichte dieser Nation zeigt keine solche Vorfälle, die das Schicksal so vieler andern europäischen Staaten waren. Sie stellt uns keine Verschwörungen auf, keine ermordeten Könige, keine Religionskriege, keine fanatische Blutbäder, ja bey der größten Anhänglichkeit an Rom, keine Kexer = Gerichte. Die Herrscher, obgleich nur ein kleiner Theil der Nation, waren jedoch in zu großer Menge und zu sehr untereinander verbunden, um sich nicht von dem weit größern Theil Gehorsam zu verschaffen; daher es in Polen nie zu bürgerlichen Kriegen kam. Die unterdrückte Masse des Volks bewegte sich nicht; nur unter dem Adel entstanden oft Conföderationen, oder bewafnete Verbindungen, die nicht selten zu blutigen Austritten, aber nie zu innerlichen Kriegen führten.

Die Aufstellung einiger historischer Züge dieser weiland achtbaren, nun aber vom Staaten = Theater wahrschein-

lich auf ewig abtretenden Nation, dürfte jetzt größeres Interesse als je haben; daher dies Fragment. Es ist ein kleines Denkmahl; eine Art Standrede an dem Grabe eines erlauchten Todten.

Einer der größten Männer dieser Nation war Johann Sobiesky, entsprungen aus einem Heldenstamm. Sein Großvater Marcus Sobiesky, Boywod von Lublin, rettete in der Moldau die Pohlische Armee, die ihrem Untergange nahe war, und jetzt einen Sieg erfocht. Er schlug die Rebellen in Pohlisch Preussen im Jahr 1577, und blieb bey einem Sturm auf die Russische Festung Sokol. Noch berühmter war der Sohn Jacob Sobiesky, der als Feldherr im Jahr 1621 die große Schlacht bey Chozim lieferte, mit 65,000 Pohlen mehr als 200,000 Türken und Tatern schlug, und hernach als bevollmächtigter Minister nach Constantinopel gieng, um hier die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Er war Schriftsteller, rief Künstler aus Italien, um die Cultur seiner Landsleute zu verfeinern, und war selbst Lehrer seiner beyden Söhne, von denen Johann der jüngste war.

Von mütterlicher Seite war der Großvater dieses Johanns der berühmte Solniewsky, der im Jahr 1610 die Russen geschlagen, Moskau erobert, und den Czaar Basilius gefangen genommen hatte. Zehn Jahre nachher war er in der Moldau, an der Spitze einer nicht sehr beträchtlichen Pohlischen Armee von 100,000 Türken und Tatern umringt. Er bahnte sich den Weg durch dies furchtbare Heer, und, obgleich von demselben beständig verfolgt, machte er doch einen glücklichen Rückzug von sechzig deutschen Meilen bis an die Ufer des Dniesters.

Hier aber verließ ihn schändlich seine Cavallerie, schwamm durch den Fluß, und ließ die vom Feinde hart gedrängte Infanterie im Stich; selbst die Troßknechte spannten die Pferde in der Wagenburg aus, und ergriffen die Flucht. Dies geschah in der Finsterniß der Nacht, die das Schrecken noch vermehrte. Alles war nun für die Pohlen verloren. Zolkiewsky konnte sich retten; sein Sohn, der an seiner Seite focht, beschwor ihn dies zu thun. Der Vater antwortete: „Nimmermehr! die Republik hat mir „die ganze Armee anvertraut.“ Er sah nun seine ihm übrig gebliebene Infanterie in Stücken hauen, und seinen Sohn todt zur Erde stürzen, und einige Stunden nachher fiel er selbst mit Wunden bedeckt, als ein Opfer des Kriegs. Seine und seines Sohnes Ueberreste wurden von den Türken losgekauft, und in ein gemeinschaftliches Grab gelegt, das die Inschrift hatte:

„Möge aus unsrer Asche ein Rächer hervorgehn!“

Ein noch übrig gebliebener Sohn wollte dieser Rächer seyn; er warb auf eigne Kosten Soldaten, mit denen er ein weit stärkeres Korps Tataren angrif; allein er erlag der Menge, und blieb selbst todt auf dem Wahlplatze. Die bestürzte Reichsversammlung beschloß 60,000 Mann anzuwerben, die Cosaken ins Feld zu rufen, ja den ganzen Adel aufzubieten, allein der Entschluß wurde nicht ausgeführt.

Es war Johann Sobiesky, dem Neffen des ehrwürdigen Zolkiewsky, vorbehalten sein Rächer zu seyn. Er hatte als Jüngling in Begleitung seines Bruders die vornehmsten Länder in Europa gesehn, und war eben über

Constantinopel in sein Vaterland zurückgekehrt, als er zu dessen Vertheidigung die Waffen ergreifen mußte. Die Zaporower Cosaken verheereten es; sie, die noch kürzlich Bewohner der Ukraine und Untertanen der Republik Pohlen gewesen waren; ein Volk, das durch seine kriegerischen Eigenschaften die Gränzen dieses Reichs bisher beschützt hatte, das aber die gehäuften Mißhandlung der Pohlischen Grossen nun nicht länger ertragen wollte. Der Unterdrückungsgeist, der von jeher unter allen Himmelsstrichen mit der Herrschaft gepaart war, verwandelte nun die eifrigsten Vertheidiger der Republik in ihre grausamsten Feinde. Ihr erster Aufstand wurde jedoch durch eine große Niederlage gedämpft; und so sehr entsank ihnen nun der Muth, daß sie selbst ihren Anführer Paulus den Siegern auslieferten, um nur Begnadigung zu erlangen. Die Mißhandlungen gegen sie wurden nun verdoppelt; man nahm ihnen alle Privilegien, desgleichen viele ihrer Kirchen, sandte Soldaten in ihr Land, und behandelte sie wie Sklaven. Jatinisky, ein hier commandirender Pohlischer General, trieb diese sehr weit, und als er bey Chmielnisky, dem Notarius der Cosaken (nächst dem Feldherrn die vornehmste Magistrats-Person dieses Volks) einigen Widerstand fand, verbrannte er dessen Landgebäude, ließ seinen Sohn in Stücken hauen, nothzüchtigte seine Frau, und erwürgte sie nachher mit eignen Händen.

Diese empörende Grausamkeiten blieben trotz allen Klagen ungestraft. Der König Vladislas IV, der damals die Pohlen beherrschte, und nicht zu den schlechten Fürsten dieses Reichs gehört, kannte jedoch seine Schwäche als vollziehender Richter, und wollte daher die Kläger

nicht hören. Die Cosaken griffen nun von neuem zu den Waffen; Chmielnik, ein im Kriege erfahrener und durch wissenschaftliche Kenntnisse ausgezeichnete Mann, wurde ihr Anführer, und das Glück begleitete seine Fahnen. Er drang ins Herz von Pohlen, schlug bey Pilawicz die von dem Kron-Feldherrn Potokn angeführte Pohlenische Armee, eroberte Lemberg, und setzte selbst die Hauptstadt Cracau in solches Schrecken, daß man von hier die königliche Krone wegbrachte. Verheerung und Mord bezeichneten die Schritte der siegenden Cosaken. Alle Edelleute, auf die man stieß, wurden niedergesäbelt, allein die Bauern wurden verschont; die Priester und Mönche aber gezwungen, sich mit den Nonnen zu verheyrathen, und die Juden sich taufen zu lassen.

Die Brüder Sobiesky kamen gerade von ihren Reisen zurück, als diese ganz unerwartete Niederlage der Kron-Armee, und zwar nach der damaligen Aristocraten-Sprache, durch verächtliche Rebellen, alles in Bestürzung gesetzt hatte. Ihre Mutter, die Tochter des großen Zolkiewsky, empfing sie mit den Worten: „Ihr kommt zu rechter Zeit uns zu rächen. Ich würde Euch nicht für meine Söhne erkennen, wenn auch Ihr bey Pilawicz geflohen wäret. Der Pohlenische Adel marschirte nun mit 50,000 Mann gegen die Cosaken, mit denen sich jetzt die Tatarn verbunden hatten; es kam in Polhynien am Bogfluß zu einer zweiten Schlacht, die den Pohlen eben so ungünstig, wie die erste war. Sie wurden total geschlagen, und eine Menge vornehmer Edelleute gefangen genommen, unter denen sich auch der ältere Sobiesky befand. Man führte sie mit Ketten beladen vor den Chan der Tatarn, der ihnen allen die Köpfe abhauen ließ.

Dies geschah im Jahr 1649; in einem Zeitpunkt, der den Königen nicht günstig war. Casimir hatte eben jetzt nach dem Tode des Vladislas den Pohlischen Thron bestiegen, der anfing zu wanken; König Philipp IV von Spanien hatte Portugal und alle asiatischen Besitzungen verloren; Ludwig XIV flohe mitten in Frankreich vor seinen sieghaften Unterthanen, und Carl I von England hatte seinen Kopf aufs Blutgerüste tragen müssen.

Casimir marschirte nun in Person gegen die Cosaken, ohne jedoch eine Schlacht zu wünschen. Er hielt sich vertheidigungsweise in seinem festen Lager bey Zoborow. Der kühne Chmielniky grif es mit der größten Wuth an, allein ohne Erfolg. Noch andre Treffen und Gefechte waren für ihn nicht glücklicher. Er verlor dabey 20,000 Mann; ein Verlust, der den Frieden nach sich zog. Casimir bewilligte den Cosaken alles, nur verlangte er eine demüthige Scene, die auch statt hatte. Chmielniky musste auf den Knien um Verzeihung bitten, die Waffen ergriffen zu haben. Die Pohlischen Großen aber waren hiemit nicht zufrieden; es war ihnen um mehr, als um Demüthigung zu thun; sie schrien, daß der König die Republik verrathen hätte. Die durch diese Wuth aufgeschreckten Cosaken wollten den förmlichen Bruch nicht erst abwarten; sie vereinigten sich wieder mit den Tatern, und bey Berestec kam es zu einem Treffen, worin jedoch die Pohlen Sieger waren. Allein der Sieg kam ihnen sehr theuer zu stehen; sie hatten eine große Menge Todter und Verwundeter, unter welchen letztern sich auch Sobiestky befand. Chmielniky floh nun zu den Russen, die damahls der Czaar Alexis beherrschte, und mit ihnen verstärkt drang er bald nachher wieder in Pohlen ein.

Die Lage dieses Reichs wurde bald schrecklich. Während daß die Russen Lithauen verheerten, die Cosaken und Tataren die südlichen Gegenden mit Feuer und Schwerdt verwüsteten, fielen die Schweden im westlichen Pohlen ein, und unterwarfen sich einen grossen Theil des Landes. Auch Ragozyn, Fürst von Siebenbürgen, trat zu diesem Bunde, um ebenmässig seinen Antheil an der grossen Länderbeute zu haben, die bey einer so ungeheuren Allianz unfehlbar schien. Jeder Monat, jede Woche, rechtfertigte diese Erwartung. Die Pohlischen Truppen wurden allenthalben geschlagen, oder zerstreut, der Schrecken wurde allgemein, und der König Casimir selbst flüchtete nach Schlesien.

In dieser Zeit der National-Verzweiflung standen zwey Männer von grossem Geiste, Sobiesky und Czarnocky, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes auf, entschlossen alles zu benutzen, was Muth erzeugen, und günstige Umstände nur immer darbieten würden. Die Schweden, die in Lithauen ganz unbesorgt im Winterquartiere lagen, wurden theilweise überfallen, und niedergebauen. Nur eine kleine Zahl dieser kriegerischen Truppen entkam, und in wenig Wochen war kein Schwede mehr in Pohlen zu finden.

Was die Geschichte aller Zeiten bey verbündeten Kriegern lehrte, sahe man auch hier. Die Bundesgenossen wurden uneinig, und dies rettete Pohlen. Man fand Mittel, die Tataren von dem Bunde zu trennen, und sie mit den Pohlen zu verbinden; und was die Vortheile dieser neuen Allianz vermehrte, war daß diese Tataren der Führung des Sobiesky überlassen wurden. Er versammelte nun auch

die zerstreuten Pohlen, und setzte sie mit kluger Ueberlegung in Thätigkeit; Czarnecy that ein gleiches; und so geschah, was in ähnlichen Fällen sich immer ereignete, und was wir noch am Ende des 18ten Jahrhunderts gesehen haben. Die tapfern, die siegreichen Schweden waren unter Anführung ihres Königs Carl Gustav von neuem in Pohlen eingefallen, allein sie drangen zu weit vor, und mußten in einem entlegenen feindlichen Lande ihren Unterhalt vom Glücke erwarten. Hierzu kam, daß der lange Marsch und die großen Strapazen die Truppen sehr geschwächt hatten. Sobiesky benutzte alle diese Umstände, um unablässig die Feinde zu necken, und ihnen die Zufuhren abzuschneiden. Die Schweden waren in der größten Bedrängniß, und ihre ganze Hofnung beruhete nun auf einem Corps ihrer Nation, von 6000 Mann, womit der General Douglas ihnen zu Hülfe eilte. Dieß Corps aber wurde von Sobiesky angegriffen und geschlagen.

Die Pohlen konnten jedoch wegen der andern Feinde ihre Vorthelle nicht verfolgen; sie mußten sich theilen; denn Ragokyn rückte vor, und auch der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, kam den Schweden zu Hülfe. In Verbindung mit diesen wurde bey Warschau ein grosser Sieg erfochten, der die Eroberung und Plünderung dieser Hauptstadt zur Folge hatte, und der überhaupt alle Hofnungen der Pohlen und Tatern zu vernichten schien. Dies Waffenglück aber brachte die europäischen Cabinette in Bewegung; die Schweden und Preussen wurden durch die politischen Maasregeln grosser Mächte genöthigt, Pohlen zu räumen; ein kühner Einfall der Pohlen in Siebenbürgen zwang auch Ragokyn zum Rückzuge, und auch die Russen wurden aus allen ih-

ren eroberten Plätzen vertrieben. Der Olivaſche Frieden machte bald nachher dem Kriege der Pohlen mit ihren Hauptfeinden, den Schweden und Preußen, ein Ende.

Das Pohlniſche Reich war nun der Ruhe nahe, allein die Ungerechtigkeith des Königs gegen einen edlen Patriot, den Unterfeldherrn Lubomirſky, entfernte ſie; und veranlaßte einen Bürgerkrieg. Lubomirſky that alles um ihn zu vermeiden, allein der ungroßmüthige Monarch wollte von keiner Unterwerfung hören, ſelbſt nicht, als der erſtere an der Spitze einer Armee ſtand. Von Gefechten kam es endlich in Cujavien zu einer Schlacht, bey welcher der König ſelbſt zugegen war, und wo Polubinski als Feldherr die Armee der Republik, Sobieſky aber als General unter ihm commandirte. Ein Morast trennte beyde Heere. Der König befahl dieſen zu paſſiren und den Feind anzugreifen. Sobieſky fand dies ſehr gefährlich; ſeine Vorſtellungen aber wurden nicht gehört, und die Schlacht gieng durch den Eigensinn des Monarchen verlohren, von deſſen Truppen 13,000 Mann auf dem Platz blieben. Lubomirſky behandelte die Gefangenen, unter denen ſich ſelbſt Polubinski befand, wie ſeine Freunde, und ließ ſie alle frey, benutzte ſeinen Sieg um die Hände zur Verſöhnung zu bieten, und ſo groß war ſein Edelmuth, daß er, der die Bedingungen vorchrieb, und den Lieblings-Entwurf des Hofes in Betref der Thronfolge vereitelte, nicht einmahl die Wiedereinſetzung in ſeine Würden und Aemter verlangte, die ihm der König entzogen hatte.

Sobieſky, deſſen ſtarcker Character, Tugenden und Verdienſte, ſeine Lobredner waren, hatte das ungewöhn-

liche Schicksal, zu gleicher Zeit die allgemeine Hochachtung des Volks, und die Gunst des Königs zu genießen, der auf ihn die höchsten Reichswürden häufte. Er ernannte ihn, was man nie zuvor vereinigt gesehen hatte, zum Kron-Großmarschall und auch zum Kron-Großfeldherrn. Die erstere Würde machte ihn, zufolge der Staatsverfassung, in der Hauptstadt, die andere bey der Armee unumjchränkt. Durch diese letztere war der Kronfeldherr Despot in allen Provinzen, besonders in Hinsicht der Winterquartiere, die er ganz nach eigener Willkühr anordnen, und dadurch die grossen Güterbesitzer ruiniren konnte. Sobiesky war so großmüthig, nicht allein diesem Theil seiner Gewalt für sich zu entsagen, sondern auch durch eine Acte dies so grausam gemißbrauchte Privilegium für alle seine Nachfolger zu vernichten. Hiedurch stillte er das Murren über eine allzugroße Gewalt, das selbst die Hochachtung des Volks nicht hatte unterdrücken können.

Nie waren grosse Talente der Republik nöthiger. Die Tataren thaten mit 80,000 Mann einen neuen Einfall in Pohlen, und verheerten Podolien und Polhinien. Die Cosaken vereinigten sich mit ihnen, und auch die Türken bedroheten die Republik. Ihre Länder waren nach so vielen Kriegen von streitfähigen Männern entblößt, und die Armee biß auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen; und so schlecht war der Zustand der Finanzen, daß auch diese wenigen Truppen nicht mehr besoldet werden konnten. Sobiesky zeigte hier seine Thätigkeit und seinen Patriotismus. Er wandte alles an, die Armee zu verstärken, nahm dazu sowohl die Recruten als deren Unterhalt aus seinen eignen Ländereyen, erstand aus seinem Vermögen

Geschütz und Kriegsbedürfnisse, und machte selbst in seinem Namen Anleihen, um den National = Schatz zu versorgen, sodann gieng er mit 20,000 Mann, dem 100,000 Mann starken Heer der Tatern und Cosaken entgegen, und lagerte sich bey Pohance. Seine Maasregeln schienen vielen pohlischen Befehlshabern verwegen; sie brachen in lautem Tadel aus. Der Feldherr erklärte, daß er von seinem Plan nicht abweichen würde, allein einem jeden die Freiheit gäbe, die Armee zu verlassen. Sein kleines Lager war ganz von den Feinden eingeschlossen; kein Entsatz war zu hoffen, und die Pohlischen Truppen schienen verlohren zu seyn. So voller Zuversicht war jedoch Sobiesky bey seinen geringen Hülfsmitteln, und in seiner sehr bedenklichen Lage, daß er es wagte, dem Tatarischen Heerführer, dem Chan Nuradin, auf eine sonderbare Weise zu drohen. Man hatte einige Gefangene gemacht; er schickte sie zurück mit dem Auftrag: „Sagt dem Nuradin, daß ich ihn so behandeln werde, wie er meinen Bruder behandelt hat: Kopf für Kopf.“

Die Antwort des Tatern war die Beschleunigung des Angriffs, der von allen Seiten zugleich geschah. Das Lager der Pohlen war stark verschanzt, ihre Stellung vorzüglich, und ihre Bertheidigung geschah mit außerordentlichem Muth. Die Wuth der Angreifenden war daher fruchtlos; sie wurden mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Am folgenden Tage ward der Angriff erneuert, und der Erfolg war nicht besser. Es war weder den Tatern noch den Cosaken möglich, ins Pohlische Lager zu dringen. Diese blutigen Versuche wurden sechzehn Tage hintereinander fortgesetzt. Ein Sturm folgte dem andern, so wie auch ein Ausfall dem andern. Am siebzehn-

ten Tage sollte ein General-Sturm geschehen. Sobiesky wollte diesen nicht abwarten; er verließ seine Verschanzungen, und gieng selbst den Feinden entgegen, die bey diesem Anblick ein Freudengeschrey erhoben. Sie hielten ihren Sieg nun für gewiß; aber eben diese Zuversicht hatte auch die Pohlische Armee, zu der sich sogar freiwillige Bauern gesellten, und bey welcher sich selbst die Troßknechte bewafnet hatten. Das Treffen war hartnäckig und blieb lange zweifelhaft, bis die Pohlischen leichten Truppen den Tatern in die Flanke brachen. Nun suchten diese ihre Rettung in der Flucht, und rissen die Cossaken mit sich fort. Sobiesky ließ den Muradin auffuchen, um sein Wort zu halten; allein auch er war bereits entflohen, und ließ 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Der Friede war die herrlichste Frucht dieses Sieges, der so ganz als das Werk des Sobiesky betrachtet werden konnte. Auch war seine Rückreise nach Warschau ein ununterbrochener Triumph, der in der Reichsversammlung noch erhöht wurde. Der Vice-Kanzler dankte hier auf eine feyerliche Weise, im Namen aller Stände, dem Feldherrn für seine dem Staat geleisteten grossen Dienste.

Pohlen sah nun eine noch nie gehabte Scene. Der König Casimir, dieser des Throns so unwürdige Monarch, der letzte des Jagelloschen Geschlechts, das dreyhundert Jahre lang dies Reich beherrscht hatte, erklärte dem Reichstag, daß er den Regierungsgeschäften nicht länger vorstehen, sondern sich zur Ewigkeit vorbereiten wolle. Die Senatoren, voller Besorgniß neue Unruhen in ihrem verheerten Reiche zu sehen, vergassen die königlichen Verbrechen, und baten den König fußfällig seinem Entschlus zu entsagen, womit nach vielen harten Reden gegen den Monarchen

endlich auch die Landboten einstimmten, aber vergebens; er legte (im Jahr 1668) seine Krone nieder, und gieng nach Frankreich, wo er in einem Kloster starb.

Diese Krone wurde jetzt das Ziel der eifrigsten Bestrebungen vieler auswärtigen Fürsten. Der Czar von Rußland wünschte sie für seinen Sohn, und um den Weg dazu zu ebnen, geschah sogar das Anerbieten, daß er die Griechische Religion abschwören sollte. Frankreich, das damals anfing, sich in die Angelegenheiten aller Staaten zu mischen, bemühte sich für einen Prinzen des Bourbonischen Hauses, und wollte anfangs dem Sohn des Prinzen Conde, nicht aber dem mit Ruhm gekrönten Vater den Thron verschaffen; an der Spitze dieser Parthey stand der durch seine Würde viel vermögende Primas Praxmovsky; auch zeigten sich als Kron-Candidaten der Fürst von Siebenbürgen, Ragokzy, der Herzog von Neuburg, und der Prinz Carl von Lothringen; ja selbst die Königin Christina, die die Schwedische Krone bereits niedergelegt, hatte den sonderbaren Einfall, unterstützt von dem Pabst, um die Pohlische zu werben. Der Russische Prinz fand wenig Anhänger; Ragokzy noch weniger, von dessen Verheerungen sich noch überall in Pohlen die Spuren zeigten, und der dennoch, durch die mächtige Kronlust getrieben, die Stirne hatte, als Mitwerber aufzutreten. Der Herzog von Angouleme, Sohn des Prinzen von Conde, wurde wegen seiner Jugend, und wegen der zu seinem Vortheil von Casimir angesponnenen unglücklichen Intriguen verworfen; auf den Vater aber wäre vielleicht die Wahl gefallen, wenn nicht Ludwig XIV selbst gegen diesen Helden, den er haßte, gearbeitet hätte. Dieser Monarch trat endlich auf die Seite des Herzogs von Neuburg, der

auch von dem Kaiser, von Schweden, und von den Churfürsten von Brandenburg und Sachsen unterstützt wurde.

Die Pohlen bereiteten sich nun das edelste Recht auszuüben, das ein Volk nur geniessen kann: sich durch freye Wahl ein Oberhaupt zu geben. Man achtete nicht auf die drohende Forderungen des Czar Alexis, der 80,000 Mann in Bewegung setzte, um die Wahl seines Sohnes Feodor zu erzwingen. Das Wahl-Lager war auf den Feldern bey Warschau aufgeschlagen. Der Kern der Nation war hier versammelt. Es waren 90,000 Bewafnete zugegen, ohne den von allen Seiten herbeiströmenden Pöbel zu rechnen. Auf einmahl verbreitete sich das Gerücht, daß man durch eine listige Ueberraschung den Prinzen von Conde erwählen würde. Debizky, ein Mann von grossem Ansehn, bemühte sich in einer Rede, diesen Entwurf als entehrend für die Nation zu schildern, und vermochte den Adel auf der Stelle, von dem Senat die Ausschliessung dieses Prinzen zu fordern. Der Senat war in Verlegenheit, und der Primas schwieg. Sobiesky, durch den Heldengeist mit dem grossen Conde verwandt, zeigte hier seinen gewöhnlichen Edelmuth; er, der Liebling der Nation, obgleich nicht unter den Kronbewerbern, konnte doch nicht ohne alle Hofnungen für sich seyn, und die verlangte Ausschliessung muste diese Hofnungen näher bringen. Dieß kam jedoch bey ihm in keine Betrachtung. Er nahm das Wort, lehnte sich gegen die Forderung auf, und sagte: „Es ist ganz was anders, seine Stimme zu
 „versagen, als auszuschliessen. Das eine ist eine Aus-
 „übung der Freiheit, das andre eine Beleidigung. Wenn
 „der Ritterstand so sehr die Freiheit des Senats ein-
 „schränken will, so entferne ich mich, um keinen Antheil

„an der Dienstbarkeit des Senats, und an der Kränkung
 „eines ruhmvollen Fürsten zu nehmen.“

Die Ausschliessung wurde jedoch am folgenden Tage Volksstimme, und erfolgte gegen den Willen des Senats. Nun lag die Krone zwischen den zwey Mitwerbern, dem Prinzen von Lothringen, und dem Herzog von Neuburg. Der größte Theil des versammelten Adels war für den erstern, dagegen aber der Senat, die meisten Landboten, und fast alle Grossen des Reichs sich als Anhänger des letztern zeigten; es traten Redner auf, die von seinen grossen Länder = Besizungen sprachen, die jene grossen, von ihm der Nation zugesagten Vortheile erhoben, und endlich unter ihren Argumenten für seine Wahl, auch die Armeen seiner mächtigen Beschützer anführten, die keine abschlägige Antwort annehmen würden. Diese Reden waren zu demüthigend für ein stolzes Volk, zumahl bey einer solchen Gelegenheit; auch setzten sie alles in Bewegung, und es erfolgte eine schreckliche Scene. Man bestürmte die Verschauzung, die den innern Wahlort deckte, und beschosß die Senatoren mit Pistolen; in wenig Minuten geschahen einige tausend Schüsse. Viele dieser Edlen warfen sich von ihren Sizen zur Erde, um den Kugeln auszuweichen; andre wollten fliehen, allein man hielt sie mit Gewalt zurück; zwey Senatoren wurden dabey erschossen, und mehrere verwundet. Der Tumult nahm jeden Augenblick zu, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu stillen. Nur allein die Entschlossenheit des Sobiesky stellte die Ruhe her; er drohete die Truppen vorrücken zu lassen, um alle diejenigen niederzuschieszen, die sich der ruhigen Stimmen = Sammlung ferner widersetzen würden.

Jetzt fand Opalinsky, der Woywode von Kalisch, Gehör. „Warum, sagte er, wollen wir uns einander für Fürsten erwürgen, die wir nie gesehen haben, und deren Scepter vielleicht schwer auf uns liegen wird? Unsere Vorfahren waren weiser. Kaum hatte sich die Nation geformt, als sie sich, so wie heute, zwischen mehreren auswärtigen Pretendenten getheilt fand. Das sie bedrohende Unglück führte sie zur Vernunft. Sie wählte Piast, einen gebohrnen Pohlen, und dieser, ohne Geburt, ohne Vermögen, regierte so weise, daß noch jetzt aus Grundsätzen von Ehre und Dankbarkeit, ein jeder Pohle sich einen Piasten nennt. Laßt uns also unsern Vorfahren nachahmen und einen Piasten wählen!“

Diese Rede gefiel. Man benutzte die Stimmung, und sofort stellten zwei Woywoden, den Michael Wisnowiecky dem Volke zur Annahme dar. Das Geschrey ertönte nun von allen Seiten: Es lebe der König Michael! Nur allein die verweigerte Proclamation des Primas fehlte; sie wurde aber durch vorgehaltene Pistolen erpreßt, und nun war Michael König! er, der arm war, der nie ein Staatsamt verwaltet, und kein ander Verdienst hatte, als ein Sohn des berühmten Jeremias Wisnowiecky, und ein Abkömmling von Koribut, dem Onkel des grossen Jagello, zu seyn.

Dieser Wahl-Fechterstreich, wodurch das Volk überrascht wurde, war eine Nachahmung der im Römischen Conclave üblichen Intriguen. Die Grossen beneideten den ohnehin mächtigen Sobiesky; sie fürchteten seinen ernsten Charakter, und hofen unter dem schwachen kenntnißlosen Michael unabhängig zu seyn. Dieser Mann fühlte auch

so sehr seine Unfähigkeit, daß er bey den Ehrfurchtsbezeugungen wie ein Kind weinte, und die Krone anfangs gar nicht annehmen wollte. Die Brüder Pac, zwey ehrgeizige Männer, von denen der eine Großkanzler von Lithauen, und der andre Groß-Feldherr von Lithauen war, wurden seine Vertrauten und regierten den Staat, der abermahls von den Cosaken bedroht wurde; von Menschen, die gute Unterthanen gewesen waren, bevor man sie zu schlechten Sklaven gemacht hatte. Sie bemächtigten sich eines grossen Landstrichs, und fänden nur geringen Widerstand. Sobiesky gieng ihnen mit wenigen Truppen entgegen, vertrieb sie allenthalben ohne viel Blutvergießen, unterjochte sie in kurzer Zeit wieder, und zwang ihren Anführer Doroscensko nach Constantinopel zu flüchten. Sein Betragen dabey und die darauf folgende Ausübung des Grundsatzes, daß man die Cosaken mit Güte zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und sie durch die Aussicht ihres eignen Wohls fesseln müsse, forderten den Senat und die Nation zur Bewunderung auf; auch schrieb ihm der Vice = Kanzler im Namen des Königs und der Republic: „Man kann bey dieser Expedition nicht genug Ihren Muth und Ihre Klugheit bewundern. Sie zwingen den Reid selbst zu gestehn, daß Pohlen Ihnen seine Rettung verdankt.“

Der siegreiche Muhamed IV, das Schrecken der Oesterreichischen Staaten, beherrschte damahls das Türkische Reich, und der berühmte Kiuperli, ein Mann von seltenen Geistesfähigkeiten, war sein Groß-Bezier. Dieser durch die Vorstellungen des Doroscensko und durch das Waffenglück der Türken angefeuert, machte jetzt den Entwurf, die Ukraine den Pohlen zu entreißen. Doroscensko

wurde daher von den Türken wohl empfangen. Ein stolzes Schreiben von Kiuperli an den Senat, kündigte den Pohlen an, daß Muhamed diese Provinz in seinen Schutz genommen, und mit einem ungeheuren Heere sich den Gränzen näherte; allwo er die Antwort erwarten würde. In diesem Schreiben eines Despoten standen die in unsern Tagen viel bedeutenden Worte: „Die Cosaken haben nach dem Natur-Recht die Waffen ergriffen, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.“

Der Senat versammelte sich. Die Patrioten verlangten, daß man die Cosaken zufrieden stellen sollte; die königliche Parthey hingegen hielt das Schreiben für eine leere Drohung, und versprach sich im äußersten Fall einen mächtigen Beistand von den Russen und dem Kaiser Leopold, der seine Schwester dem König Michael zur Gemahlin gegeben hatte. Sobiesky war abwesend, und so groß war die Ehrfurcht der Majorität für diesen Feldherrn, daß trotz dem Widerspruch der Hof-Creaturen alle fernere Berathschlagungen über diese Sache bis zu seiner Ankunft ausgesetzt wurden. Sie geschah am folgenden Tage. Die meisten Senatoren giengen ihm entgegen, und führten ihn mitten unter den größten Lobsprüchen in den Senat. Hier redte Sobiesky nachdrücklich für die Cosaken. Die Hofparthie wagte es nicht die Sache durchs Stimmen entscheiden zu lassen; allein sie schlug einen andern Weg ein: die Pforte erhielt keine Antwort.

Der schwache König Michael wurde immer verächtlicher, sein Anhang kleiner, und die Gefahr des Reichs unter einer solchen Regierung mit jedem Tage größer. Nun entstand eine Verbindung zwischen vielen Magnaten,

an deren Spitze der Primas stand, den unwürdigen König zu entthronen. Sie schrieben deshalb an den Kaiser Leopold, deckten ihm alle Wunden des Staats auf, zeigten die Nothwendigkeit, einen andern Herrscher zu haben, und erklärten, daß bloß ihre Ehrfurcht gegen den Kaiser die Entthronung noch verschoben hätte. Leopold beklagte die Unfähigkeit seines Schwagers und die üble Lage der Republick, allein mit der Aeußerung, daß er seiner Schwester Entthronung nicht zugeben könnte. Er schlug daher einen Ausweg vor, und dieser war: den König der ehelichen Unmacht zu beschuldigen, und das durch seine Vermählung canonisch aufzulösen. Die Königin war damit zufrieden, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, wieder des neuen Königs Gemahlin zu werden. Ihr Bruder empfahl nun zu dieser Würde den neuerlich verworfenen Kron-Candidaten, Prinzen von Lothringen.

Die Verbündeten wandten sich an Sobiesky, da nur allein seine Zustimmung den Erfolg leiten konnte. Der Großfeldherr gab dem Entwurf seinen Beyfall, fand es aber der Republick unanständig, von einem fremden Hofe Vorschriften zu erhalten, und höchst unwürdig Theil an der Intrigue zu nehmen, dem König durch eine Farce seine Gemahlin zu entreißen. Zum künftigen König schlug er den französischen Herzog von Longueville vor, der sich durch seinen kriegerischen Muth ausgezeichnet hatte; und auch mit diesem war die Königin zufrieden, um nur ihre Krone zu behalten. Diese Beschlüsse blieben jedoch sowohl dem König Michael, als dem Wiener-Hofe verborgen.

Der König war indèß durch die Bewegungen der

Türken genöthigt, einen Reichstag zusammen zu rufen. Hier mußte er die bittersten Vorwürfe anhören. Der Primas selbst überschritt hieben die Gränzen der Mäßigung, und sagte: „Die Nation hat Sie zum Könige gemacht; und Sie machen diese Nation unglücklich. „Anstatt alles anzuwenden die Ukraine zu beruhigen, „haben Sie dort alles noch mehr aufgebracht. Die Festungswerke von Kaminiec, dies Bollwerk des Reichs, „haben Sie verfallen lassen. Sie haben Menschen an „Ihrem Hofe und in Ihrem Cabinet, die das Interesse des „Reichs dem ihrigen opfern. Es waren Landboten „auf dem Wege, um Sie zu bitten diese öffentliche Pest „zu entfernen, und Sie haben diese Abgeordneten selbst „entfernt. Sie geben die Starostenen auf eine constitutionswidrige Art weg — Welches Vertrauen können wir nun länger in Ihre Schwüre setzen! Sie haben solche verletzt; wir brechen auch die unsrigen nach „Ihrem Beispiel.“ Viele Senatoren sagten nun dem König ins Angesicht, daß er vom Throne steigen sollte.

Ein Zufall gab jedoch dem Monarchen neue Hoffnung. Der als Thronfolger vorgeschlagene Herzog von Longueville verlor im Kriege wider die Holländer sein Leben. Michael benutzte diesen Umstand; er verdankte größtentheils seine Krone dem untern Adel, und diesen rief er nun zu seinem Beystand. Sofort entstand eine große Conföderation; an 100,000 dieser Edelleute versammelten sich in der Wojwodschafft Lublin. Czarnecy wurde zum Conföderations-Marschal erwählt, auch mit sehr ausgedehnter Vollmacht versehen; und in seine Hände schwuren diese Conföderirten, den König zu vertheidigen. Alle Senatoren und Staatsbeamten wurden zur Vereinigung ein-

geladen, bey Strafe ihre Würden und Güter zu verlieren. Die Frist war kurz und die Bestürzung der Grossen außerordentlich. Alle richteten die Augen auf Sobiesky, der seine Armee bey Lowiz versammlete. Diese Truppen machten eine Gegen-Conföderation, und schwuren bey dem Namen Gottes und Sobiesky, die Rechte und Freiheiten Pohlens zu vertheidigen, und einen jeden Soldaten, der sich nicht mit ihnen vereinigen würde, als einen Feind des Vaterlandes zu betrachten. Der Primas, der größte Theil der Senatoren und Reichsbeamten, flüchteten nun in das Lager bey Lowiz, und schlugen hier gleichsam den Sitz der Republick auf, so wie in Roms Bürgerkriegen die Römischen Senatoren, um dem siegenden Cäsar auszuweichen, ihre Zuflucht ins Lager des Pompejus nahmen, und hier einen Senat bildeten.

In diesem höchst critischen Zustande war Pohlen, gerade in dem Anfange eines Bürgerkrieges, der schrecklich zu werden drohte, als die von ihrem Sultan Muhamed angeführten Türken, 150,000 Mann stark, wie eine Fluth einbrachen. Der unwürdige König dachte nicht daran, sein Reich gegen so mächtige Feinde zu vertheidigen, sondern beschäftigte sich bloß mit seinem Haß und seiner Rache. Alle gegen ihn feindlich gesinnten Grossen wurden ihrer Aemter und Würden entsezt, ihre Güter eingezogen, und die Anführer gerichtlich zum Tode verdammt. Dies letztere Loos traf auch Sobiesky und den Primas; da man aber sehr wenig Hofnung hatte, ihrer mit Gewalt habhaft zu werden, so wurden 20,000 Ducaten auf ihre Köpfe gesetzt. Die Nachricht davon sezte die Truppen in Wuth; sie schwuren auf gekreuzten Säbeln ihren Feldherrn zu rächen. Sobiesky antwortete: » Ich neh-

„me euren Schwur an, aber erst laßt uns das Vaterland
„verttheidigen.“

Sein erster Schritt war, die Besatzung von Kaminiec ansehnlich zu verstärken, da ihm ein naher Angriff dieses wichtigen Orts wahrscheinlich dünkte; allein der Commandant, ein Anhänger des Königs, wollte die von einem Geächteten gesandte Verstärkung durchaus nicht annehmen. Sobiesky hatte nur 35,000 Mann, und mit diesen war er entschlossen, nach den Umständen zu agiren. Er hatte sich nicht geirrt; Muhamed rückte zuerst mit seiner ganzen Macht auf Kaminiec loß, das der Pohlische Feldherr jetzt seinem Schicksal überlassen mußte. Er sah mehr Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, wenn er den 100,000 Tatern entgegen gieng; diesen wegen ihres Verwüstungs-Systems furchtbaren Kriegerern, die unter Anführung ihres Chans Selim Giray, eines durch Kenntnisse und Charakter ausgezeichneten Fürsten, den Türken gefolgt waren, sich in drey große Corps getheilt hatten, und so die südlichen Provinzen von Pohlen verheerten. Das Haupt-Corps commandirte der Chan selbst, die andern beyden seine Söhne Nuradin und Galga. Sobiesky stieß auf den erstern in der Woywodschafft Lublin, und erfocht einen glänzenden Sieg. Nuradin entkam mit genauer Noth, und rettete sich mit dem Rest seiner Truppen zu seinem Bruder, der in der Bestürzung so fort nach dem Dniester zu aufbrach, um sich mit seinem Vater zu vereinigen; allein Sobiesky kam ihm durch starke Märsche zuvor, griff ihn bey Nimirow an, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Er ließ nun seine Infanterie auf dem Schlachtfelde zurück, und verfolgte die Flüchtlinge allein mit seiner Cavallerie. Vergebens ver-

suchten die Tatarn bey Grudeck und Komarne Stand zu halten; sie wurden in beyden Gefechten zurückgeschlagen, und rastlos verfolgt, und so gieng die Jagd über den Dniester, über die Flüsse Stryn und Chewis, bis die flüchtigen Tatarn zum Hauptlager des Chans stießen.

Selim war betroffen, und trat gleich seinen Rückmarsch an; er fürchtete ein neues Treffen, das ihn in Gefahr setzte, die unermessliche Beute zu verlieren, die sich in seinem Lager befand. Es waren Kostbarkeiten aller Art, Gold, Silber, Pelzwerke, Pferde, Schlachtvieh, und überdies 30,000 zu Sklaven gemachte Pohlen von jedem Stande, Alter und Geschlecht. Aber die Rettung eben dieser Beute war der Gegenstand des Sobiesky, der die feindliche Armee beständig verfolgte, bis er in einer Schlucht am Fuß der Carpathischen Gebürge einen sehr vortheilhaften Ort zum Angriff fand. Die Tatarn konnten sich hier nicht entwickeln, und erlitten eine schreckliche Niederlage; sie liessen 15,000 Todte auf dem Platz, eine grosse Menge wurde zu Gefangenen gemacht, und ihre ganze zusammengeschleppte Beute gieng verlohren. Dies veranlaßte eine sehr rührende Scene. Die 30,000 unglücklichen Pohlen, die als Sklaven der Tatarn, nie mehr gehoft hatten, die Ihrigen und ihr Vaterland wiederzusehn, und mit Ketten belastet, einem elenden Leben entgegen sahen, erhielten jetzt ihre Freiheit wieder. Im Taumel ihrer Freude fielen sie in grossen Schaaren zur Erde, um ihrem Erretter zu danken, der selbst auf die Knie fiel, und die Hände zum Dank gen Himmel streckte.

Sobiesky gieng nun mit seiner siegreichen Armee auf die Türken los, die Kaminiec erobert hatten, und jetzt im

Innern von Pohlen eindringen wollten. Muhamed hatte sich bey Budziac gelagert. Ihn hier anzugreifen war der Entwurf des Pohlischen Feldherrn, allein der König Michael, der mit seinem Heer von Edelleuten in dieser critischen Zeit ganz unthätig gewesen war, fürchtete weniger die Eroberungen der Türken, als die Triumphe des Sobiesky, und schickte deshalb Abgeordnete ins Lager des Sultans, um von ihm den Frieden zu ersehn. Er wurde auch bewilligt; allein unter sehr harten Bedingungen, die Kuperli vorschrieb. Pohlen entsagte durch diesen Friedens-tractat dem Besitz von zwey grossen Provinzen, der Ukraine und Podolien, und verband sich zu einem jährlichen Tribut von 22,000 Ducaten, mit dem Zusatz, daß dies Geld alle Jahr im November, vom Jahr 1673 an, durch einen Pohlischen Gesandten an die Pforte geschickt werden sollte; und diesen schändlichen tractat unterzeichnete der König gegen die Grundgesetze des Reichs, die bey Krieg und Frieden die Zustimmung der Nation verlangen. Muhamed und Kuperli giengen nun nach Constantinopel zurück, nachdem sie 80,000 Mann im Lager bey Chozim zurück gelassen hatten.

Der König war jedoch für die Folgen des Bürgerkriegs besorgt, der jetzt wieder seinen Anfang nehmen sollte. Er schickte daher dem Feldherrn und der Armee Befehl zu, ihm einen neuen Eid zu leisten, unter dieser Bedingung wollte er alles vergessen, und den Geächteten ihre Güter und Bürden wiedergeben. Sobiesky, dem alles anlag, seine Vortheile zu nutzen, und der Dictator Pohlens zu seyn, war jedoch dazu nicht geneigt; er wünschte das Blut seiner Landsleute zu schonen, und bewilligte daher das Ansinnen des Wivnarchen; allein er

verlangte seiner Seits auch vom König einen neuen Eid, den aber Michael für eine Beleidigung hielt. Nur auf die Bitten seiner Gemahlin und auf die Ermahnungen des Papstes Clemens X bequeme er sich, Sobiesky nach Warschau auf einen Friedens = Reichstag einzuladen. Diese Entfernung von der Armee schien seinen Freunden bedenklich; allein der Besieger der Tatarn kannte keine Furcht; er gieng nach Warschau, wo ihn der König mit verstellter Höflichkeit empfing, die der Feldherr kalt erwiederte.

Der Reichstag zeigte große Scenen. Sobiesky führte keine persönlichen Beschwerden; desto nachdrücklicher aber waren seine Klagen in Gegenwart des Königs über die schändliche Staatsverwaltung und über den ehrlosen Friedenstractat. Er appellirte an die Republick, die ihn nicht unterzeichnet hatte, und erklärte ihn daher für nichtig. Viele Senatoren zitterten bey diesem Vorschlag; selbst die Feinde des Königs erschrocken darüber, sprachen von der Macht des Sultans, von den 80,000 Feinden, die noch an den Gränzen stünden, von dem schlechten Zustande der Finanzen, und von der Wuth der Türken nach einem solchen Friedensbruch. Die mehr Entschlossenen sprachen von Aufschub, und von Maaßregeln zu Allianzen und Subsidiën. Sobiesky erwiederte: „Wir haben noch Muth und Säbel. Laßt uns nicht warten, bis der Feind zu uns kommt. Wir müssen ihm entgegen gehen.“ Der Feldherr unterstützte dies durch viele Gründe in einer vortreflichen Rede; er verlangte nur 60,000 Mann, um die Nation vom türkischen Joche zu befreien, und bestand darauf, in dieser Noth den im Schloß von Cracau befindlichen Schatz zu benutzen, um

so mehr, weil er sonst Mubamed in die Hände fallen dürfte. „Ihr wollt, sagte er, eine günstigere Gelegenheit, Allianzen und Subsidiën abwarten; allein Unterhandlungen erfordern Zeit; das Künftige ist ungewiß, und nur das Gegenwärtige ist in unsrer Macht. Eure Vorfahren hätten den Tod der Sklaverey eines einzigen Jahres vorgezogen.“

Diese Rede und das große Ansehn des Redners in der Versammlung, riß alles mit sich fort; der Tractat von Budziac wurde für nichtig erklärt, und der Friede gebrochen. Die Minister und Günstlinge des Königs, die den Feldherrn tödlich haßten, setzten jetzt ihrer Rache keine Gränzen mehr, da er alle ihre Maaßregeln vernichtete, und mit Schande bedeckte. Um diese Schmach von sich abzuwenden, machten sie einen verzweifelten Versuch. Es ward ihnen nicht schwer, unter den Landboten einen verwegenen Menschen zu finden, der gegen eine große Belohnung es auf sich nahm, öffentlich im Senat eine schändliche Rolle zu spielen. Loczinsky trat auf und sagte, er habe der Republic ein großes National-Verbrechen anzuzeigen, einen Verräther, der die Türken und Tattarn herbengerufen, und Kaminiec für 1200,000 Gulden* verkauft hätte; er selbst habe die mit diesem Geld beladenen Wagen gesehen, die den Weg nach Bloczow (einen Landsitz des Sobiesky) genommen, desgleichen sey er zufällig bey einem Officier im Dienst des Groß-Feldherrn, eines Wechsels ansichtig geworden, dessen Betrag aus Constantinopel, für einen Pohlischen Magnaten erwartet wurde. Mit großem Leidwesen mußte er daher den Kronfeldherrn Sobiesky der Verrätheren anklagen.

* 200,000 Reichsthaler.

Nur ein Wahnsinniger konnte im Ernste eine solche Beschuldigung vorbringen, und nur Blödsinnige konnten sie glauben; sie war indes hinreichend, die Feinde und Meider des Feldherrn in Bewegung zu setzen. Die Bestürzung war außerordentlich und allgemein; nur Sobiesky zeigte keine. Er wandte sich an den König und an die ganze Versammlung mit folgenden Worten: „Wenn ich schuldig bin, so muß ich gestraft werden, und bin unwürdig mehr im Senat zu sitzen. Ich entferne mich also, und werde mein Haus nicht verlassen, bis ich überwiesen, oder gerechtfertigt seyn werde.“

Diese kurze aber nachdrückliche Rede brachte die Senatoren zur Besonnenheit. Es mußte selbst den Gleichgültigsten auffallen, daß derjenige nicht Kaminiec verkauft haben konnte, der so eifrig bemüht gewesen war, die Besatzung zu verstärken; daß der Mann, der die Tataren so rastlos verfolgt, und ihr großes Heer fast aufgerieben hatte, sie nicht herbengerufen haben konnte; und daß der Pohlische Patriot, der jetzt die Vernichtung des Traktats mit Muhamed bewirkt hatte, nicht ein Freund dieses Sultans sey. Auch erhob sich die Majorität des Senats, die Entfernung des Sobiesky zu hindern, und ihn zu beschwören, diese Verläumdung zu verachten. Der König that Ehrenhalber ein Gleiches, und stieg deshalb vom Thron herab; allein Sobiesky war unerbittlich und entfernte sich mit dem Primas und allen seinen Freunden. Der Ankläger wurde auf der Stelle in Verhaft genommen, und die Untersuchung der Sache vier Senatoren und acht Landboten übertragen. Loczinsky konnte nicht das geringste beweisen, nicht einmahl durch Aufstellung falscher Zeugen; er widersprach sich beständig und er-

Nürte endlich geradezu, daß die Beschuldigung ungegründet sey, und daß er durch große Versprechungen zu seiner Rolle vermocht worden wäre; er nannte auch einige Personen, die hohe Staatsämter bekleideten. Nun drohte der Proceß ernsthaft zu werden; allein der großmüthige Sobiesky schlug sich ins Mittel. Jetzt begab er sich in den Senat, und bat dringend, da er nunmehr hinreichend gerechtfertigt wäre, alles weitere Verfahren einzustellen, das viele Familien unglücklich machen, und der öffentlichen Ruhe nachtheilig seyn könnte; hiezu fügte er die Bitte, seinen Ankläger zu begnadigen. Je mehr man den Werth dieser Handlung erkannte, je weniger war man geneigt, das Verlangen zu erfüllen, und Loczinsky wurde zum Tode verdammt. Die Hinrichtung bieng jetzt von dem Befehl des Großfeldherrn ab; und nun war das Leben des Missethäters gerettet; der sogar seine völlige Befreyung erhielt. Seine vornehmen Mitschuldigen entgiengen der Strafe, weil sich Sobiesky mit der Aeussereung ihrer Reue begnügte.

Jetzt war Pohlen am Scheidewege seines Schicksals. Es mußte sich durch außerordentliche Anstrengungen retten, oder untergehn. Man dachte daher in dieser Crisis auf nichts, als auf die Kriegsrüstung; und da man mit Anschaffung der Gelder anfangen mußte, so wurden die in Cracau befindlichen National-Reichs-Kleinodien nach Warschau gebracht. Es waren kostbare in Gold gefasste Steine, die man in jener Krönungsstadt, seit Jahrhunderten aufbehalten hatte, und die jetzt zur Errichtung der Armee aufgeopfert wurden. So gering waren jedoch damals, trotz alles Luxus, die Kenntnisse und Cultur in Pohlen, daß man vor der Vertheilung dieser Edelsteine,

Leute aus Wien, Breslau und Venedig kommen ließ; um den Werth der verschiedenen Artickel zu bestimmen. Da diese Gelder zu den neuen Bedürfnissen nicht zureichten, so schritt man zu Kriegssteuern, die auch aus Furcht vor den Türken willig bezahlt wurden.

In Pohlen gieng durch die rastlose Thätigkeit des Sobiesky alles geschwinder, als in Lithauen, wo, zu seinem großen Leidwesen, der Aufbruch der Truppen bis zum September verzögert wurde. Der Sommer war vorüber, und jetzt wollte man den Feldzug eröffnen. Zu diesem nachtheiligen Umstand kam noch ein anderer. Der König war auf das immer zunehmende Ansehn des Großfeldherrn eifersüchtiger als je, und beschloß, um dieses zu schwächen, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. Seine erste Handlung gleich nach seiner Ankunft ins Lager bey Lemberg zeigte schon die Geisteschwäche dieses Monarchen. Er hielt einen Kriegsrath, worinn er die Frage aufwarf: ob es rathsam sey, eine so furchtbare Macht als die Türken zu reizen? Seine eignen Minister waren über diese jetzt so unzeitige Aeußerung erstaunt; auch nahm der zu seinen Günstlingen gehörige Großkanzler Olsowsky gleich das Wort, und sagte: „Wir sind über den Kubicon gegangen; jetzt ist es nicht mehr Zeit, hinter uns zu sehen.“ Der Großfeldherr von Lithauen Pac, der auf den Ruhm des Sobiesky nicht minder als der König eifersüchtig war, sagte ironisch: „Ich habe meine Truppen mit dem Nöthigen auf sieben Jahre versehen, und bedaure nur bey diesem Kreuzzuge, daß das wahre Kreuz Christi nicht mehr in Jerusalem ist.“ Sobiesky gab endlich der Berathschlagung eine andre Wendung, und sagte: „Ich erwartete ganz andre Gegen-

„stände der Untersuchung. Wollen wir erst hier in unserm Conseil prüfen, was die versammelte Nation bereits entschieden hat? Nein! wir wollen nicht den Gehorsam vergessen, den wir der Republic schuldig sind. Alles ist angeordnet, nur bedarf es der Ausführung. Wir haben schon zu viel Zeit verlohren.“

Der König musterte nun die Truppen, und war sehr freundlich gegen sie; allein diese Höflichkeit eines allgemein gehaßten Fürsten fiel auf einen unfruchtbaren Boden; die Armee erwiederte sie nicht; auch erhielt er noch andre Zeichen ihrer Verachtung. Dies wirkte auf ihn so sehr, daß er mit einem Todesschweiß bedeckt hinsank, und die Musterung nicht endigen konnte. Er wurde nach Lemberg gebracht, und nun war die Armee von ihm befreit, die sich gleich in Bewegung setzte.

Nach einem Marsch von sechs Wochen langte Sobiesky an den Ufern des Dniesters an. Die Truppen aber, die bisher zufrieden gewesen waren, fiengen jetzt an zu murren, da der Winter sich zeigte, die Lebensmittel seltener, und die Wege schwieriger wurden. In der That war die Erschlaffung des Muths nicht ohne Grund. Man hatte bey zunehmendem Mangel angeschwollene große Flüsse, ungeheure Wälder, und die Carpathischen Gebirge zu passiren, um sodann erst, nach allen glücklich überstandenen Schwierigkeiten, mächtige Heere aufzusuchen. Die bey der Armee befindlichen Anhänger des Hofes, verbunden mit den vornehmen Reidern des Sobiesky, unterhielten diese Unzufriedenheit. Es wurde ein Kriegs Rath verlangt, und hierin schlug man den Rückzug vor. Der Feldherr both alle seine Beredsamkeit auf, den Ober- und Unter-Befehlshabern seiner

Armee die Schande eines solchen Marsches und die Folgen zu schildern. Er sagte, schon wäre ein Aga unterwegs, um den Tribut vom König zu fordern, und ihm den Caftan zu bringen, der die vornehmen Sklaven der Pforte bezeichnet; für Lebensmittel hätte er gesorgt, und noch wäre nicht die ganze Macht des Sultans in Bewegung; nur 80,000 Mann stünden bey Choczim, und diese müste man besiegen. „Wenn, sagte er, am Ende seiner Rede, die Officiere mich verlassen so schmeichle ich mir doch, daß die Soldaten, mit denen ich so oft unsre Feinde überwunden, mir folgen werden.“ Der Lithauische Feldherr Pac machte hierauf mit seinen Truppen Anstalten zum Rückmarsch; nur durch die eifrigsten Vorstellungen gelang es Sobiesky, den Marsch zu verhindern. Der Uebergang über den Dniester wurde nun beschlossen. Ein anderer Geist bemächtigte sich der Truppen; sie konnten jetzt nicht geschwind genug über den Fluß kommen, und wollten herüber schwimmen. Mehrere verlohren bey dem Versuch das Leben, und nur mit Mühe konnte man sie solange zurückhalten, bis eine Brücke von Fahrzeugen vollendet war.

Der Marsch gieng nun über den Fluß und durch die schrecklichen Wälder der Bucowina. Hier stieß die Armee auf einen Abgeordneten des Sultans, dessen Gesandtschaft die grosse Verschiedenheit der politischen Künste jener Zeit in Vergleichung mit der unsrigen auffallend zeigt. So lange auch die Pohlen mit ihrer Kriegsrüstung gezögert hatten, und so ernsthaft auch die Anstalten dazu in dem ganzen Umfang des Reichs gewesen waren, so wußte man dennoch nichts von diesem Bruch in Constantinopel, und ahnete ihn hier so wenig, daß man diesen Abgeordneten

mit voller Zuversicht nach Warschau schickte, um die erste Zahlung des Tributs einzufordern. Sobiesky ließ ihn seine Reise fortsetzen, marschirte längs dem Pruth, und traf endlich (am 9ten November 1673) bey Choczim ein, wo sein Vater bereits ein Siegsdenkmal hinterlassen hatte. Hier befanden sich zur Deckung der Gränzen 80,000 Türken unter Anführung des Seraskiers Hussein, in einem stark verschanzten Lager; es waren größtentheils kriegserfahrene Truppen, die auch Candia erobert hatten. Die ganze umliegende Gegend war erschöpft worden, um Ueberfluß ins türkische Lager zu bringen; daher die Pohlische Armee nichts fand, und an allem Mangel litt. Dieser Umstand der Entfernung von allen Hülfquellen bey einer Niederlage, die Ungleichheit der Zahl, bey den entgegengesetzten Heeren, und die Bestandtheile des Pohlischen, bey welchem die im Kriege gedienten Soldaten nicht in großer Menge waren; alles dies veranlaßte jezt an den Gränzen des Ziels, schreckliche Besorgnisse. Man hielt wenig Stunden nach der Ankunft der Armee noch in der Nacht Kriegsrath, worin der Feldherr Pac es eine Verwegenheit nannte, die ganze Nacht der Republic ihrem gewissen Untergange auszusetzen. Er fügte die Erklärung hinzu, daß er bey Anbruch des Tages mit seinen Lithauern zurückmarschiren würde. Sobiesky bewies seinem wankelmüthigen Collegen, daß jezt ein Rückzug im Angesicht des Feindes viel gefährlicher, als ein Angriff wäre, der jezt durchaus erfolgen müste; auch sollte dieser bloß mit den Pohlen, ohne Pacs Benstand geschehen, nur bäte er ihn so lange noch zu bleiben, um Zuschauer der großen Scene zu seyn. Diese bestimmte Erklärung wirkte; Pacs Ehrgeiz wurde wieder rege; er blieb, und sogleich wurden alle Anstalten zur Schlacht gemacht.

Der Angriff des Lagers zeigte den Prospect eines schrecklichen Blutbades. Um dies zu vermindern, wünschte Sobiesky die Türken auf die Ebne zu locken; sie blieben aber unbeweglich in ihren Verschanzungen. An der Seite derselben befand sich ein abgesondertes Lager von 8000 Mann Moldauer und Wallacher, unter Anführung ihrer Fürsten. Diese, von dem Seraskier Hussein gröblich gemißhandelt, gaben bloß der Rache Gehör, und giengen im Angesicht der erschrockenen Türken mit allen ihren Truppen zu den Pohlen über. Die Witterung war sehr kalt, und es fiel ein gewaltiger Schnee. Beide Heere standen ganz nahe an einander, und blieben doch trotz der Kälte den ganzen Tag und die folgende Nacht unterm Gewehr.

Die an einen milden Himmel gewohnten Türken litten bey dieser Wachtordnung weit mehr von der Kälte, als die Pohlen; sie überließen sich dem Schlummer, und sehr deutlich wurde man bey anbrechendem Tage die in ihrem Lager herrschende Ruhe gewahr. „Dies ist der Augenblick, den ich erwartet habe,“ sagte Sobiesky, und sogleich gab er Befehl zum Angriff. Da die Truppen etwas zögerten, rief er sein Dragoner-Regiment, das er selbst zum Kriege abgerichtet hatte, ließ es abfißen, stellte sich selbst an die Spitze, und so erstieg er eine Verschanzung. Dies Beispiel belebte die Infanterie, die sogleich herbeistürzte, und von allen Seiten auch in die Verschanzungen drang, während daß der Palatin Jablonowsky mit der Cavallerie das türkische Lager umgieng, und sich von hinten zu auch den Eingang bahnte. Die betäubten Feinde thaten nur geringen Widerstand, bis die unbehutsamen Pohlen ihn selbst erzeugten. Sie scheiterten an der Klippe, deren Vermeidung in der Stunde des Siegs, das

große Kriterium der militärischen Disziplin ist. Das türkische Lager strotzte von Beute und Reichthümern; die Habsucht ungeordneter Soldaten kennt bei einem solchen Anblick keine Geduld, und so wurde es geplündert. Die Türken benutzten diese kostbare Zeit sich zu sammeln, und nun war es nicht schwer, die auf die Sicherheit ihrer Beute bedachten Pohlen zurückzutreiben. Die Ordnung wurde bei ihnen jedoch wieder hergestellt, und endlich der Sieg für die Pohlen völlig entschieden.

Gleich im Anfange der Schlacht war Sobiesky be-
dacht, die Niederlage der Feinde so vollkommen als mög-
lich zu machen; er wollte ihnen den Rückzug abschneiden,
und ließ daher durch ein Corps die Brücke über den Dnie-
ster besetzen. Die dahin fliehenden Türken kamen nun in
der größten Unordnung zurück; allein nicht durch Ver-
zweiflung getrieben; sie suchten bloß sich zu retten. Nur
ein Felsenweg war dazu übrig, wo sich jetzt Reiter und
Fußsoldaten von einer beträchtlichen Höhe herabstürzten;
andere flüchteten nach dem Fort zu, wo man sie aber auch
nicht aufnehmen wollte. Ein Theil der Cavallerie warf
sich in den Fluß, da dann viele in den Fluthen ihren Tod
fanden. Auch einige tausend Mann von der Pohlischen
Reiterey stürzten sich in den Dniester, um den fliehenden
Feind zu verfolgen, der keine andre Sicherheit vor sich
sah, als unter den Mauern von Kamniec. Hier erst
sammlete sie der schwer verwundete Seraskier, der auch
glücklich entkommen war. Die Pohlen machten eine un-
ermessliche Beute; sie zählten an diesem Tage 6000 Tode
und Verwundete; von den Türken blieben 26,000 auf dem
Schlachtfelde, und 10,000 wurden von den Fluthen ver-
schlungen.

Der sonst so edelgefünnte Sobiesky begieng nun eine barbarische That, die die Erinnerung an die Manen seiner hingeopferten Verwandten erzeugte. Er hatte geschworen, ihr Rächer zu seyn. Am Ende eines feyerlichen Hochamts, das im Prachtzelte des türkischen Heerführers gehalten wurde, ließ er eine Anzahl Gefangener niederhauen, unter denen sich mehrere vornehme Bassen befanden; auch sandte er Befehle in die umliegende Gegend, bey Todesstrafe keinem Entflohenen einen Zufluchtsort zu gestatten. Die mit Reichthümern und Kriegsvorräthen angefüllte Festung Choczim, worin sich viele Griechen, Armenier und Juden befanden, wurde nun aufgefordert; mit der Drohung, bei einem Widerstande alles niederzusäßeln. Ein gefangener Bassa begleitete diese Botschaft. Die Türken verlangten zu capituliren, und forderten einen freyen Abzug nach Kaminiec mit vierzig beladenen Wagen. Der Bassa überbrachte diese Bedingungen zitternd dem Sobiesky, und beschwur ihn mit thränenden Augen an den Unbestand des Kriegsglücks zu denken. Der Pohlische Feldherr glaubte seine Rache befriedigt zu haben, und bewilligte alles.

Der König lag in dieser Zeit immer noch krank in Lemberg. Seine Krankheit wurde bald sehr gefährlich; die Aerzte hatten keine Hofnung mehr, und die Günstlinge waren in Verzweiflung; sie fürchteten nach dem Tode des Königs mehr den strengen Sobiesky, als die Türken, von deren Schicksal sie noch nichts wußten. In dieser Lage der Dinge kam der mit allen Ereignissen unbekante, zum Tribut fordern Abgeordnete des Groß-Sultans in Lemberg an. Der Monarch war nicht im Stande Audienz zu geben, die jedoch der alle Vorstellungen verach-

tende Türke mit großem Stolz durchaus verlangte. Er bestand darauf vor das Bette des Königs gelassen zu werden, um ihm persönlich den Brief des Grossultans und ein Kistgen zu übergeben. Die Minister waren in der größten Verlegenheit; sie fürchteten nicht sowohl den Inhalt, als die im Vasallen = Styl geordnete Form des Briefes, und den im Kistgen muthmaßlich liegenden Castan, als das Zeichen der Knechtschaft. Man war überzeugt, daß eine solche Audienz den Tod des Königs beschleunigen, und die Pohlische Nation mit Schande bedecken würde. Es blieben nun gegen den Aga allein höfische Waffen übrig: Verstellung, Vorspiegelung von kostbaren Geschenken, und grosse Schmeichelen; und diese Waffen wurden auch mit Erfolg gebraucht, um Zeit zu gewinnen. Der Türke glaubte immer noch den König in der Besserung, als er seinen Tod erfuhr.

Sobiesky benutzte indes seine grossen Kriegsvortheile. Er erfuhr, daß die Pforte ihrer Armee bey Choczim 10,000 Mann zu Hülfe geschickt hatte, die auch über die Donau gegangen waren, und sich näherten. Der Pohlische Feldherr nahm bloß einige tausend Mann Cavallerie, ohne alle Bagage, und eilte den Feinden entgegen, diese aber hatten jetzt keine Lust sich mit den Pohlen zu schlagen durch die Nachricht von der Niederlage bey Choczim erschreckt, hatten sie bereits schleunig ihren Rückmarsch angetreten. Sobiesky konnte sie nicht mehr erreichen; sein Endzweck war jedoch erfüllt, und auch diese Feinde waren aus Pohlen vertrieben.

Die Abwesenheit des Feldherrn von seiner Armee hatte nur zwölf Tage gedauert; diese kurze Zeit war aber hin

reichend gewesen, große Unordnung zu erzeugen. Der durch den Neid gegen seinen Collegen gefolterte Pac wollte die Nachricht von dessen neuen Lorbeern nicht abwarten; er hatte sich daher mit seinen Lithauern entfernt, und war im vollen Marsch nach Hause. Dies unwürdige Betragen und die Verminderung von beynabe der Hälfte der Pohlenischen Armee vernichtete jedoch nicht die Pläne des Sobiesky. Er wollte seine Vortheile nun allein mit den Pohlen verfolgen, die ihm ganz ergeben waren, und davon so viele Beweise gegeben hatten. Diese Zuneigung aber stritt jetzt mit ihrer Habsucht; sie waren für ihre Beute besorgt, und wünschten solche in Sicherheit zu bringen; hiezu kam die raube Jahreszeit im December. Vielleicht aber wäre es dennoch dem Feldherrn gelungen, sie zu seinem Zweck zu vermögen, allein die so eben im Lager eingetroffene Nachricht von dem Tode des Königs, gab einen trefflichen Vorwand zum Rückmarsch. Alle verlangten ihn nun; nur Sobiesky, obwohl ihm das königliche Wahlgeschäft gar nicht gleichgültig seyn konnte, wollte sich nicht bequemen, die errungenen Vortheile ungenutzt zu lassen. Er opferte seinen Ehrgeiz, der ihm eine Krone im Prospect zeigte, ganz dem Patriotismus auf. Sein Entwurf war diesen Winter die Türken vollends aus der Ukraine zu vertreiben, und Kaminiec zu erobern. Er stellte der Armee vor, daß ihre Gegenwart zur Königswahl noch nicht vonnöthen sey, da diese erst im Frühling vor sich gehen könnte. Schon wankten die Truppen, und der Feldherr rüstete sich zum Vorrücken, als er vom Primas als Interims-Regenten des Reichs den Befehl erhielt, mit der Armee zurückzumarschieren. Dieser Befehl, der nach der Staatsverfassung Gehorsam erbeischte, entschied den Rückmarsch, aber auch das Schicksal der Moldauer

und Wallacher, die dadurch den durch ihre Verrätheren aufs höchste erbitterten Türken Preis gegeben wurden. Sobiesky fühlte diese ihre schreckliche Lage, allein sein Wille war jetzt beschränkt; er ließ jedoch zu ihrem Schutz 8000 Mann zurück, die aber die Rache der Türken nicht lange abzuwenden vermochten. Nach diesem glorreichen Feldzuge, der einen mächtigen Feind sehr schwächte, den schändlichen Kron-Tribut annullirte, grosse Provinzen von fernerer Verheerung rettete, Pohlen von dem bereits anferlegten türkischen Joch befreute, kam Sobiesky nach Lemberg, wo er als der Retter seines Vaterlandes mit ausserordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde.

Seine Feinde und Neider fürchteten, daß die Nation im Tummel ihrer Dankbarkeit ihn zum Könige wählen könnte. Besonders besorgte dies der Lithauische Feldherr Pac und sein Bruder der Großkanzler; mehr aber als alle die Königin, die immer noch Vermählungs-Abichten hatte, und deren Herz durch königlichen Stolz und Liebe gefoltert war. Um daher die gefürchtete Wahl nachdrücklich zu hindern, begieng man eine für Pohlen schimpfliche Handlung. Die Lithauer, an deren Spitze die Brüder Pac standen, schlossen gleich bey Eröffnung des Reichstags, einen jeden Piasten von der Wahl aus. Sie sagten: „Die „Republick hat neuerlich unter der Regierung eines Piasten so viel gelitten; wir müssen daher nothwendig einen „Ausländer zum König haben.“ Die Pohlen wollten jedoch von dieser Ausschließung nichts hören; die Lithauer aber bestanden auf diesem Punkt, und droheten einen Eingebornen nicht als König anzuerkennen. Sie wurden ruhig, da sie sahen, daß Sobiesky keine Ansprüche auf

die Krone machte, und auch keinen Schritt that, der eine solche geheime Absicht vermuthen ließ.

Pohlen war nun abermahl das Augenmerk aller Europäischen Fürsten, die nach Kronen trachteten. Selbst mächtige Monarchen, die nicht hoffen konnten, ein so grosses Reich zu einer Provinz zu machen, nahmen wenigstens Theil an der Wahl, um solche nach ihrem Staats-Interesse, oder nach Hofgunst zu lenken. Noch nie waren hier so viel Kron-Candidaten aufgetreten, als diesmal. Der mit dem Besitz einer Krone verbundene Zauber, wirkte nahe und ferne mit hinreissender Macht, und warf auf Pohlen einen sonderbaren Glanz. Die Bittenden legten ihren Fürstenstolz ab; sie scheuten keine Demüthigungen, und bewafneten ihre Gemüther gegen verächtliche Abweisungen, die immer mit dieser Kronbewerbung verbunden waren. Ohne die kleinen zu rechnen, meldeten sich nicht weniger als zehn auswärtige Prinzen, alle aus grossen regierenden Häusern. Es waren: der Prinz von Savoyen; der Herzog von Modena; Abasse der Fürst von Siebenbürgen; der Prinz George von Dänemark, der nachher Gemahl der Königin Anna von England wurde; der Prinz Carl von Lothringen, der schon einmahl in Pohlen sein Kronglück versucht hatte, und der Fürst Wilhelm von Neuburg, nachheriger Churfürst von der Pfalz, dessen Vater bey der letzten Wahl auch nicht glücklich gewesen war. Hiezu kamen noch: Don Juan von Oesterreich, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV von Spanien; der Sohn des Czars von Rußland; Wilhelm von Nassau, nachheriger König von Großbritannien, und Carl Emil, der Churprinz von Brandenburg. Die drey erstern hatten aus Mangel an Anhang nur sehr geringe

Hofnung zur Krone; und in Betreff des letztern, blieb es bloß bey einem Versuch, da sein Vater die Bedingung äusserte, daß sein Sohn als König bey der protestantischen Religion verbleiben sollte. Die Intriguen hatten nun ein freyes Feld; den Goldgierigen Magnaten wurden Summen gegeben, den Ehrgeizigen Aemter und Würden angetragen, den patriotischgesinnten Landesvortheile, und den besorgten Hülfe und Schutz gegen die Türken versprochen.

Der Wetteifer bey diesem Kronhandel, wo einer den andern überboth, war ausserordentlich, und zeigte dem Philosophen ein ungewöhnliches Schauspiel. Wenn man sein Gold anwenden wollte oder konnte, so war man desto verschwenderischer mit Worten und ausschweifenden Versprechungen, die auch, selbst bey dem besten Willen nicht gehalten werden konnten. Der Prinz von Savoyen ließ es nicht bey Privat-Geschenken bewenden, sondern erbot sich zwey Millionen Pohlischer Gulden in die Kriegscasse zu zahlen, und 5000 Mann auf eigene Kosten bis zu Ende des Türkenkriegs zu unterhalten; auch wollte er alle seine in Frankreich und Savoyen liegend Güter verkaufen, und das Geld zum Besten der Republick anwenden. Der vom Römischen Stuhle unterstützte, und mit mächtigen Häusern verwandte Herzog von Modena, sparte sein Geld und versprach dagegen Allianzen. Der Prinz von Dännemark versprach auch Geldsummen zu den Bedürfnissen des Staats und ein Offensiv-Bündniß mit Dännemark, desgleichen Handelsvortheile, die Pohlen jedoch nicht im Stande war zu benutzen, und die bey den stolzen Magnaten das schlechteste aller Argumente waren. Der Fürst von Siebenbürgen erbot sich funfzehn Millio-

nen Gulden in den National-Schatz zu zahlen, 15,000 Mann auf eigene Kosten bis zum Frieden zu unterhalten, und sein Fürstenthum mit Pohlen zu verbinden. Der Prinz von Lothringen versprach 5000 Mann gegen die Türken zu halten, eine Garde von fünfhundert Pohlischen Edel-leuten zu errichten, eine Ritter-Academie zur Erziehung hundert adelicher Jünglinge zu stiften, zwei Festungen anzulegen, neun Monat lang die Pohlische Armee zu besolden, und wenn er zum Besitz seiner Herzogthümer Lothringen und Bar gelangte, die Hälfte der Einkünfte dieser Länder bloß der Republic zu widmen. Hiezu kam noch für ihn die dringende Verwendung des Kaisers, dessen Hülfe man gegen die Pforte so nöthig brauchte. Der Grund dieser Verwendung war das Versprechen des Prinzen sich mit der verwittweten Königin Eleonora, der Schwester Leopolds, zu vermählen, die daher auch für ihn eine starke Parthen angeworben hatte.

Der Prinz von Neuburg war von allen diesen Kron-Candidaten der freigebigste in Versprechungen. Er verband sich, die Armee ein ganzes Jahr zu besolden, die sämtlichen Einkünfte des ihm von seinem Vater überlassenen Herzogthums Jülich für Pohlen zu verwenden, und auf eigene Kosten 20,000 Schweden nebst 6000 Preussen gegen die Türken ins Feld zu stellen.

Nur allein die beiden letzten Kronbewerber konnten sich mit Hofnungen schmeicheln; denn die Anhänger aller andern waren ganz unbeträchtlich. Der Primas, der Litthauische Groß-Feldherr Pac, so wie überhaupt die meisten Magnaten waren für den Prinzen von Lothringen; dagegen aber alle Feinde der vorigen Regierung,

unterstützt von dem französischen Hofe und dem untern Adel, sich für den Prinzen von Neuburg erklärten. Ganz Wohlens war gleichsam zwischen beiden Partheien getheilt, und es schien nichts gewisser, als daß einer von ihnen König werden würde.

Aller Augen waren nun auf Sobiesky gerichtet, weil seine Stimme allein auf dieser Waage den Ausschlag zu geben vermochte. Niemand konnte errathen, zu welcher Parthei er sich schlagen würde, und an seine Wahl dachte man gar nicht. Ein Mann seiner Größe, nicht gewohnt dem Beispiel anderer zu folgen, sondern selbst Muster zu seyn, und stillschweigend seinen eignen Weg zu gehn, hatte sich von allen Factionen abgesondert gehalten. Man erstaunte, als er sich jetzt gegen beide Prinzen erklärte; er zeigte die Nothwendigkeit, daß die Republik in ihrer jetzigen Lage durchaus einen Helden zum Oberhaupt haben müste, und schlug daher den schon ehemals verworfenen Prinzen von Conde zum König vor. Es war vielleicht ein politischer Fechterstreich, um die Wähler zu theilen, und die Augen der Nation auf sich zu ziehen.

Man schrieb gegen diesen Antrag, und sparte keine Verläumdungen, den großen Conde herabzuwürdigen. Die Partheien erhitzten sich; ein Bürgerkrieg war zu besorgen. Die Pohlische Armee stimmte ganz mit ihrem Feldherrn überein, dagegen die Lithauer den Brüdern Pac blindlings folgten. Diese ehrgeizigen Männer wollten ihre Truppen mit der in Schlessen befindlichen Armee des Prinzen von Lothringen vereinigen, und ihn, trotz dem Widerstand des Pohlischen Heeres mit Gewalt auf den Thron setzen.

Der patriotische Sobiesky verabscheute einen Bürgerkrieg. In allem seinen Gegnern überlegen, versuchte er eine neue List. Er erbot sich seine Stimme dem Prinzen von Neuburg zu geben, dabei aber schlug er als Bedingung, und als Vereinigungsmittel aller Parthenen vor, daß die Königin ihre Hand zum Besten der Republik diesem Prinzen reichen sollte. Dies wurde nun der Königin durch Abgeordnete des Senats vorgetragen; allein ihre von der Liebe dictirte Antwort ließ keinen Raum für Hoffnungen dieser Art übrig; auch blieben die vornehmsten Magnaten ihrer ersten Wahl getreu.

Nie schien die Ruhe Pohlens entfernter; nie war sie näher. Der Zufall löste den Knoten auf einmahl. Ein jähliger Tod überraschte den Primas Czartorisky bey einem Festin. Die große Gewalt dieses Interims-Regenten, die Macht und Reichthümer seiner Familie, sein Genie und seine außerordentlichen Talente, alles verbunden hatten ihn zu einem furchtbaren Gegner des Sobiesky gemacht. Er war die Seele der Parthen von Lothringen gewesen, und mit seinem Tode war aller Zusammenhang der Maaßregeln bey derselben vernichtet. Jetzt stritten im Senat, so wie im Landboten-Saal, die Anhänger von Lothringen, von Neuburg und von Conde miteinander um die Wette, und die Unordnung war allgemein.

In dieser Lage trat der Woywode von Rußland Jablonowsky auf; ein Mann, der sich auf den Reichstagen durch Klugheit, so wie im Kriege als General ausgezeichnet hatte, und überdies durch seine Geburt und Reichthümer in großem Ansehn stand. Er zeigte in einer

schönen Rede das Unschickliche, einen Ausländer anzufuchen, der weder die Sprache der Pohlen, noch ihre Gesetze, noch ihre Freiheit, noch ihre Sitten und Gebräuche kenne; dabei bezog er sich auf das Bedürfnis der Republick, in ihrer jetzigen äussern Lage, einen Helden zu krönen, und auf die Leichtigkeit der Wahl, die durch erhabene Verdienste so auffallend bezeichnet würde. Der Redner sagte: „Der Held ist unter euren Augen. „Er hat sich selbst vergessen; sollten wir daher an ihn „nicht denken? Alles spricht für ihn. Er ist unter euch „geboren; eure Grundsätze sind die seinigen; er hat euch „im Senat und auf den Reichstagen durch seine Einsichten „geleitet; er hat euch so oft zum Siege geführt. Er „hat diese Krone unterstützt, und wird sie auch mit Würde „tragen. Ihr seid zu nichts mehr gegen die Königin „Eleonora verpflichtet, da sie den von euch vorgeschlagenen Gemahl verworfen hat; aber die Verpflichtung gegen euer Vaterland bleibt, dessen Wohlfahrt mit Sobiesky verbunden ist.“

Diese Rede that eine erstaunliche Wirkung. Eine Menge der anwesenden Woywoden, Landboten und anderer, zogen sogleich ihre Säbel und schrien: „Es lebe „Sobiesky. Wir wollen alle sterben, oder er soll unser „König seyn!“ Diese lärmende Zustimmung wurde unter den Pohlen bald allgemein; nur die Lithauer wollten daran keinen Antheil nehmen; auch verliessen die Brüder Pac mit allen ihren Anhängern, sofort die Versammlung, um gegen eine Wahl zu protestiren, die nicht einmützig geschehen war. Keiner der fremden Gesandten war mit dieser Wahl zufrieden, die von den Höfen nicht geahnet wurde, und wovon auch in ihren Instructionen nichts

stand; am wenigsten war es der französische Gesandte Fourbin, der Repräsentant des stolzen Ludwig XIV, der damals das bis in unsern Tagen fortgesetzte System des Hofes von Versailles gründete, sich in die Angelegenheiten aller Staaten zu mischen; daher auch der Minister gegen die Gemahlin des Sobiesky geradezu äusserte, daß sein Monarch mit der Wahl unzufrieden seyn würde. Diese Dame aber antwortete: „Zufrieden oder nicht; eine Krone schlägt man nicht aus!“

Die Brüder Pac versuchten alle Mittel zur Widersetzung. Es entstanden unruhige Bewegungen, die die ganze Nacht durch dauerten. Die Entscheidung aber blieb nicht lange aus. Die Lithauer hatten Zeit, ihre Schwäche, und die Häupter ihre Gefahr bey einer fort-dauernden Widersetzung zu berechnen; ein Widerstand, der dennoch die Krönung ihres Feindes nicht hindern würde. Schon am folgenden Tage erklärten sie ihre Zustimmung, und gaben solche bald darauf feyerlich auf dem Wahlfelde, und nun war Sobiesky der einmüthig erwählte König der Pohlen, und Großherzog der Lithauer.

Diese große Volksbehandlung geschah am 21sten May 1674. Sie war für die Nation die ehrenvollste dieser Art, aber auch die letzte freye Wahl in den Jahrbüchern der Pohlen. Es war ein glänzender Triumph erhabener Verdienste und Tugenden; denn dies allein waren die Ansprüche des Sobiesky, der nicht durch große Monarchen zur Krone empfohlen, nicht durch auswärtige Armeen unterstützt, wohl aber von mächtigen Neidern umringt war, der sich nicht herabließ, selbst um die Krone zu bitten, sondern ohne Intriguen und Goldauspendungen,

bloß seine Dienste fürs Vaterland reden ließ. Die Geschichte liefert genug Beispiele von Männern, die nicht zum Herrschen geboren, durch ihr Genie, durch ihren Muth, und durch die Größe ihrer Talente, sich auf den Thron schlangen, und ihre Mitbürger unterjochten; aber der Beispiele sind sehr wenige, wo so wie hier, die Wahl einer stolzen, sehr zahlreichen Nation, bey der Austheilung ihrer Krone, ohne allen Einfluß von innen und aussen, geradezu auf den Würdigsten fiel.

X

K a r t h a g o.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
 Das mit des Römers Troß paaret des Tyriers List.
 Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
 Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
 Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer
 erwirbst du
 Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

XI

Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwey dir geöffnet,
 Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
 Siehe, wie du bey Zeit noch frey auf dem ersten entspringest,
 Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

XII

Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
 Wo mit wechselnder Höh' Eine die andre begräbt.
 Mühe folget der Mühe; doch, kenn' ich süßere Freuden,
 Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
 Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
 Fließe, wogiger Strom! nirgend ein stehender Sumpf.

XIII

Die Königin.

Soll ich, o Königin, Dich, um das, was Jedem gefällt
 Preisen? Ich preis' in Dir, was nur den Göttern gefällt.
 Deine Schönheit opferst Du gern der edleren Tugend,
 Deine Höhe der Huld sittlicher Grazien auf.
 Kronen bietet man Dir; Du kennst der Kronen nur Eine,
 Dich. Sie glänzet aus Dir rings in der Liebe des Volks.

XIV

Mars als Friedensstifter.

Bringst du selber o Mars, in deiner Rechte den Delzweig,
 Und des blühenden Horns Freuden die Fülle zurück?
 Schild und Bogen und Spieß sind dir zu Fuße gesunken,
 Deinen umlorberten Helm trägt der ruhige Arm.
 Wohl dir! Biete den Zweig der paphischen Göttinn; sie wird dir
 Lohnen im seligsten Kuß, was du im Frieden uns schenkst.

Inhalt

des ganzen Jahrganges

I 7 9 5.

I.

1	Epistel von Göthe.	Seite	1
2	Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen von Schiller.		7
3	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Anonym.		49
4	Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit, von Fichte.		78

II.

1	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.		1
2	Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst, von Meyer, (Professor in Weimar.)		29
3	Briefe über ästhetische Erziehung. Fortsetzung.		51
4	Epistel von Göthe.		95
5	Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, von W. v. Humboldt.		99

III.

1	Das eigne Schicksal von Herder.		1
2	Dantes Hölle übersetzt von A. W. Schlegel.		22
3	Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelenruhe von Engel.		70

- 4 Ueber männliche und weibliche Form,
von W. v. Humboldt. S. 80

IV.

- 1 Dantes Hölle. Fortsetzung. I
 2 Ueber männliche und weibliche Form.
Fortsetzung. 14
 3 Unterhaltungen deutscher Ausgewan-
derten. Fortsetzung. 41
 4 Belagerung von Antwerpen in den Jah-
ren 1584 und 1585 von Schiller. 68

V.

- 1 Belagerung von Antwerpen. Beschluß. I
 2 Beitrag zu einer Geschichte des fran-
zösischen Nationalcharakters von Wolt-
mann. 15
 3 Litterarischer Sansculottismus. Ano-
nym. 50
 4 Das Spitel in strengster Bedeutung von Weis-
huhn. 57
 5 Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius.
Eine Erzählung von A. v. Humboldt. 90
 6 Ueber Charakterdarstellung in der Mu-
sik, von Körner. 97
 7 Kunstschulen, von Herrn Coadjutor von Mainz,
Freyherrn von Dalberg. 122
 8 Weihe der Schönheit von Wolf. 135
 9 Sängerlohn, von demselben. 138

VI.

- 1 Elegien von Göthe. I
 2 Schmelzende Schönheit von Schiller. 45

VII.

1	Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet, von Erhardt.	S. I
2	Dante. Fortsetzung.	31
3	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	50
4	Die Dichtkunst von Bos.	77
5	Der Dorfkirchhof von Woltmann.	79
6	Lethe von demselben.	82
7	Saladin und der Sklave von Pfeffer.	85

VIII.

1	Zufällige Ergiessungen eines einsamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde von Friedrich Jacobi.	I
2	Dante. Fortsetzung.	35
3	Ueber die Idee der Alten vom Schicksal von Gros.	75
4	Ueber griechische und gothische Baukunst von Ben David.	87

IX.

1	Das Reich der Schatten von Schiller.	I
2	Beyträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst, von Meyer.	II
3	Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechischen, von Göthe.	30
4	Schwarzburg von Sophie Mereau.	39
5	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	45

6	Homer, ein Günstling der Zeit von Herder.	S. 53
7	Natur und Schule von Schiller.	89
8	Das verschleierte Bild zu Sais von eben demselben.	94
9	Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten, von eben demselben.	99
10	Der philosophische Egoist, von eben dems.	126
11	Die Antike an einen Wanderer aus Norden, von eben demselben.	128
12	Deutsche Treue v. e. dems.	130
13	Weisheit und Klugheit v. e. dems.	132
14	An einen Weltverbesserer v. e. dems.	133
15	Das Höchste v. e. dems.	134
16	Ilias v. e. dems.	135
17	Unsterblichkeit v. e. dems.	136

X.

1	Herr Lorenz Stark. Ein Charakter: Gemälde von Engel.	I
2	Der rauschende Strom von Herder.	67
3	Pallas Athene von Proklus, übersetzt von Herder.	68
4	Elegie von Schiller.	72
5	Homer und Ossian von Herder.	86
6	Mährchen. Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.	108
7	Leukotheas Binde von Herder.	152

XI.

1	Das Fest der Grazien von Herder.	I
---	----------------------------------	---

2	Theilung der Erde. Anonym.	S. 27
3	Thaten der Philosophen. Anonym.	29
4	Gefahr ästhetischer Sitten von Schiller.	31
5	Theophanie von Schiller.	40
6	Einem jungen Freund, alser sich der Weltweisheit widmete, v. e. dems.	41
7	Archimedes und der Schüler, v. e. dems.	42
8	Ueber das Naive, v. e. dems.	43
9	Briefe über Poesie, Sylbenmaas und Sprache von A. W. Schlegel.	77
10	Die Horen von Herder.	103
11	Der heilige Wahnsinn, von eben dems.	104

XII.

1	Die sentimentalischen Dichter von Schiller.	I
2	Menschliches Wissen von e. dems.	55
3	Die Dichter der alten und neuen Welt v. e. dems.	56
4	Schön und Erhaben v. e. dems.	57
5	Amor und Psyche auf einem Grabmal von Herder.	58
6	Der Gesang des Lebens von eben dems.	60
7	Drey Schwestern v. e. dems.	61
8	Der Skrupel von Schiller.	61
9	Sobiesky. Ein historisches Fragment von J. W. v. Archenholz.	62
10	Karthago von Schiller.	114
11	Ausgang aus dem Leben von eben dems.	114
12	Der Strom des Lebens von Herder.	115
13	Die Königin von e. dems.	115
14	Mars als Friedensstifter von e. dems.	115